

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Verlags-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

N. 49.

Sonnabend, den 5. Dezember 1891.

V. Jahrgang.

Politische Notizen. — Die Ethik des Sozialismus. — Zur Landagitation. — Die christliche Kirche und die Lehre Jesu. — Verschiedenes. — Gedicht. — Fenilketon. — Die soziale Lage der Fabrikarbeiter. — Eine sozialpolitische Entdeckungsexpedition. — Deutscher Reichstag.

Politische Notizen.

Ueber die auswärtige Lage machen sich die Vierbankpolitiker seit der Revue von Kronstadt allerhand Gedanken. Wir haben es natürlich für überflüssig gehalten, allen den Unsinn hier zu reproduzieren, der darüber geschrieben ist; derartige Champagnerfeste haben ebenso wenig Bedeutung, wie die Reisen des Herrn Giers. Die wirklichen Dinge werden durch Gesetze bestimmt, die man studieren muß, und nicht durch Zufälligkeiten. Und so bleibt denn vor und nach der Reise des Herrn Giers, den Friedenserklärungen sämtlicher Premierminister und dergleichen, die Sachlage genau so, wie wir sie früher geschildert haben. Das wird auch durch die Auslassungen Caprivis im Reichstag wieder bestätigt.

Zu ähnlichen Schlüssen, wie wir Sozialdemokraten, kommt in dieser Angelegenheit eine soeben erschienene Broschüre: „Un petit mot avant le troisième acte“ par Démophilos. Nach einer Schilderung des bisherigen Vorgehens Rußlands, wo es als Hort der Reaktion gegen die Revolution beständig seine Macht gestärkt hat, schildert sie die Konsequenzen eines Krieges zwischen Zweibund und Dreibund: Im Fall, daß der Letztere siegt, die Vernichtung Frankreichs und eine Schmälerung Rußlands durch Schaffung eines neuen Polen; im umgekehrten Fall die Suveränität Rußlands über Deutschland, mit dem Erfolg, daß Frankreich zu Boden gedrückt würde, Eroberung Konstantinopels, und Beherrschung ganz Europas durch Rußland. Der Verfasser rübt deshalb seinen Landesleuten den Rath, sich von der russischen Allianz zurückzuziehen, Elßas-Lothringen zu verschmerzen und seine Friedensliebe durch Beginn einer Abrüstung zu dokumentieren, der dann die übrigen zivilisirten Staaten Europas folgen werden.

Das Letztere sind zwar schöne Pläne, aber sie werden ja wohl nicht in Erfüllung gehen. Derartige Stimmen zeigen aber doch, wie man auch in den bürgerlichen Kreisen Frankreichs unbefangenen denkt.

Ob aus der Mitte des Reichstags ein Antrag über die Aenderung des Verfahrens bei Majestätsbeleidigungen, wie er jüngst in der Presse angekündigt wurde, hervorgehen werde, erscheint noch ungewiß; daß eine Reform in diesem Punkte nöthig sei, unterliegt keinem Zweifel, denn die Majestätsprozesse beginnen sich zu mehren, wie in der Zeit nach den Mordanschlägen auf den ersten Kaiser. Damals, im Jahre 1878, kam auf je zehntausend erwachsene, selbständige, männliche Preußen je eine Person, welche wegen Majestätsbeleidigung in Untersuchung stand. Heute hat die Presse wieder nur zu oft Gelegenheit, über solche Verhandlungen zu berichten.

Dio Cassius erzählt in seiner „Römischen Geschichte“ vom Kaiser Titus: „Klagen über beleidigte Majestät ließ er weder bei sich selbst noch bei andern Richtern anhängig werden. Was mich betrifft, sagte er, so kann Beschimpfung und Hohn mich gar nicht treffen. Würde ich doch nicht, womit ich mir gerechten Tadel verdient hätte, und lägenhafte Beschuldigungen können mich nicht klammern. . . Die Denunzianten aber jagte Kaiser Titus aus der Stadt fort.“ Das, war freilich die „verkommene“ Kaiserzeit, wir stehen natürlich sittlich viel höher. — Es ist auch müßig, an jenes Gesetz zu erinnern, welches die römischen Kaiser Arcadius und Honorius im Jahre 393 erließen, indem sie erklärten, wenn jemand unwürdige und vermessene Schmährreden gegen den Kaiser führe, so solle er nicht bestraft, sondern, wenn er aus Unbesonnenheit handelte, verachtet, wenn er sich aus Unverständnis verging, bemitleidet, und wenn er vorsätzlich zu kränken suchte, durch die Verzeihung bestraft werden.

Naturngemäß leiden unter unsern Zuständen in Bezug auf die Majestätsbeleidigung hauptsächlich die Sozialdemokraten, welche doch prinzipielle Gegner der Monarchie sind; und da es den Arbeitern nicht möglich ist, bei jeder Aeußerung immer genau zu unterscheiden, inwieweit sie statthaft ist, oder nicht, so fallen diese ihnen am meisten zum Opfer. Wie mancher hat eine Unbedachtsamkeit, eine Dummheit, bei der er sich eigentlich gar nichts weiter gedacht hat, schon mit langem Gefängniß und Vernichtung seiner ganzen Existenz bezahlen müssen! Aber selbst ganz loyale Leute, die streng monarchisch gesinnt sind, haben oft schon Unglück in dieser Hinsicht gehabt.

Welchen Zweck hat nun eigentlich die Verfolgung der Majestätsbeleidigungen? Eine Stärkung des monarchischen Bewußtseins gewiß nicht; denn dadurch, daß man diejenigen armen Teufel bestraft, die ihren republikanischen Ansichten ungeschickten Ausdruck geben, rötet man diese Ansichten doch nicht aus. Sie können nur den Zweck haben, den die Verfolgung jeder gewöhnlichen Beleidigung hat: die persönliche Ehre vor ungerechtfertigten Angriffen zu schützen. Das ist aber die Sache des angegriffenen Individuums, weshalb bei gewöhnlichen Beleidigungen Strafantrag der Beleidigten nothwendig ist. Deshalb sollte auch eine Verfolgung der Majestätsbeleidigungen nur auf Antrag des Kaisers stattfinden.

In einem aufgeklärten Staat versteht sich das von selbst. Da wird sich die Regierung sagen: weshalb soll man unnütze Erbitterung erregen und Leute wegen einer bloßen Dummheit, die sie einmal begehen, so hart strafen? Bei uns aber besteht die Kunst gerade darin, daß man die Leute mit aller Gewalt erbittert, und sie, auch da, wo es gar nichts nützlich ist, gegen die bestehende Ordnung aufreißt. Daher die Stärke der Sozialdemokratie in Deutschland. —

Wir erwähnten kürzlich die Zustände der deutschen Schriftstellerwelt. Wir finden nunmehr in einem neuen Fachorgan, „das Recht der Feder“, einen Artikel, der sich mit unseren Anschauungen theilweise deckt und jedenfalls eine rücksichtslose und energische Selbstkritik übt:

„Ueberzeugung und Ueberzeugungstreue sind nun einmal Dinge, deren Stärke oder Schwäche meist abhängt vom Befinden des Magens. Da wird man es in unserer Zeit der rücksichtslosen Interessenherrschaft, die das Pressen oder Befressen werden Jedem unbarmerzig jeden Tag vor Augen hält, der Presse nicht allzuschwer anrechnen dürfen, wenn sie von der allgemeinen Korruption ebenso angegriffen ist, wie alle übrigen Gewerbe. Am Ende will auch der Journalist leben und für jeden kommt einmal die Stunde, die ihn darüber nachzudenken zwingt, ob er sich den ungeheuren Luxus einer Ueberzeugung gestatten darf oder nicht.“

Sogleich kippt man ja nicht um. Man thut zunächst nichts gegen seine Ueberzeugung, man arbeitet lediglich für ein Interesse, das einem persönlich gleichgültig ist und ja nicht immer unauflöslich zu sein braucht. Oder man versucht es bei den der eigenen Ueberzeugung „nahestehenden“ Blättern. Man sängt, wie Gretchen, mit einem heimlich an und schließlich kennt man Bedenken überhaupt nicht mehr.

Es ist gar nicht nöthig, daß Jemand brutal vor uns hintritt und das Opfer unserer Ueberzeugung von uns verlangt. So tragisch geht es bei uns gar nicht zu. Jeder sagt sich allein, da und da kannst du nur Geschäfte machen, Arbeit finden, wenn du in dem und dem Sinne thätig bist. Jeder macht das generaliter mit sich selber ab und glücklich der, dem die Geschalten der alten Journalistenmoral nicht mehr anleben, der als ganzes Kind seiner Zeit sich der Pressindustrie in die Arme geworfen hat.

Der hätte sich, eine Gesinnung überhaupt zu verrathen. So lange es irgend geht, brüdt er sich im Feuilleton, oder im lokalen Theil herum, wenn das Blatt eine politische Tendenz vertritt. Was die Andern in den anderen Theilen des betreffenden Blattes thun, das verpflichtet ihn zu Nichts. Tritt dann die Frage an ihn heran, eine verantwortliche Stellung einzunehmen und eine Tendenz mit seinem Namen zu vertreten, dann überlegt er sich, ob ein wenig zuwarten nicht vielleicht noch eine bessere Stelle bringt, ob es schon ratsam ist, sich die weitere Laufbahn zu erschweren.

Das ist heutzutage klug, wenn man nicht will, daß das bekannte Wort, das den Journalisten als einen „Hungerkandidaten“ charakterisiren zu können glaubte, auf eigene Person nicht zutrefte.

Hungerkandidat! — O nein, das ist schon lange nicht mehr wahr. Seitdem es mit der Ueberzeugung aufgehört hat, nährt die Presse ganz gut ihren Mann, wenn er sich einigermaßen auf sein Geschäft versteht. Er muß eben „Bild“ haben, „Brauch-“

bares“ liefern können, dann zieht er sein Geld von Heiden, Christen und Juden.

Geschäft ist eben Geschäft, und die Pressindustrie hat auch den Journalisten zum Geschäftsmann gemacht. Er selbst ist die Waare, mit der er handelt, er muß sich nur jedem Bedarf anpassen können.

Das Verschleiern zu wollen, wäre nutzlos. Die Benanntesten unserer Kollegen haben schon Wandlungen durchgemacht und durchmachen müssen, die wir die letzten sind, ihnen vorzuwerfen. Wir wollen Alle leben und Jeder muß sich einzurichten suchen, so gut er kann.

Aber eins ist sicher! Unsere Widerstandsunfähigkeit nur hat die Presse zu dem machen können, was sie ist. Der einzelne Ehrliche, der widerstrebt, ist schnell erlegt und mit der Preisgabe seiner Existenz hat er nicht einmal sich genügt. Die kapitalistische Pressmacht hat uns vollständig widerstandslos gefunden. „Frei oder stirb!“ Das war die Alternative, vor die wir uns gestellt sahen. Mit dem Einzelnen konnte und kann man machen, was man will. Wer fragt nach dem? Nicht einmal wir. Im Gegenheil. Ist er auf der schiefen Ebene endlich heruntergekommen, gestrandet, dann registriren wir ihn noch als den — sogenannten „Rebellen!“

Hier ist das ehrliche Geständniß und auch das Aufzeigen der Ursache, weshalb es so ist: Der Schriftsteller muß seine Arbeitskraft verkaufen, um zu leben, und wenn er seine Arbeitskraft an eine Ueberzeugung knüpft, so ist sie eine unverkäufliche Waare, und er kann verhungern. „Frei, Vogel, oder stirb“, heißt es.

Wir bitten unsere Leser, diese Ausführungen des Schriftstellerorgans mit dem Artikel von Velfort Bag zu vergleichen, den wir gleichfalls in dieser Nummer bringen. Was nützt so einem Unglücklichen aller Idealismus, aller Stolz, alle Charakterstärke — nichts kann ihn vor der Verklumpung bewahren, als höchstens ein Radikalmittel: der Selbstmord. Mit vollem Recht spricht man von „geistiger Prostitution“. Die körperlich und der geistig prostituirte leben von dem Verkauf ihrer Ehre.

Wir sind weit entfernt von pharisäischen Vorwürfen, die man so oft hört. Diese unglücklichen Opfer der Gesellschaft sind zu bedauern, mehr zu bedauern, wie der ärmste Proletarier; denn der kann doch wenigstens noch seine Selbstachtung retten.

In dem Verfolg des Artikels erwartet der Verfasser eine Besserung der Verhältnisse von einer kräftigen Organisation. Selbst gesetzt den Fall, daß trotz der bisherigen schlechten Erfahrungen eine solche möglich wäre; die gepöffe Wirkung kann sie doch nicht haben. Die Gesinnungslosigkeit ist das notwendige Erforderniß des Berufs, ohne sie ist er nicht auszuüben. Vielleicht läßt sich die unwürdige äußere Stellung des Standes heben, der schamlosen Ausbeutung eine gewisse Beschränkung auflegen; aber weiter ist nichts zu erreichen. Auch hier ist eine endgiltige Befreiung erst möglich an dem Tage, wo alle Ketten fallen. Erst wenn einem Jeden die Existenz durch ehrliche Arbeit garantiert ist, kann ein Jeder nach seiner ehrlichen Ueberzeugung leben.

Der Schriftstellerstand steht mit diesen Verhältnissen nicht allein da; was von ihm gilt, gilt gleichmäßig von dem größten Theil der Gebildeten, welche im Dienst der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehen. Von den Theologen finden wir ein Zitat aus einem Flugblatt „Die Reform“ eines orthodoxen Geistlichen, welches das „Hamb. Echo“ abdruckt:

„Auf der Universität lernen die jungen Theologen, daß Theologie und Sausen und D. . . lieber singen sich vornehmlich mit einander vereinigen lassen. Was gehört nun dazu, wenn der junge Mann als Pastor seiner Gemeinde Buße predigen soll und einen Glauben, der die Welt überwindet? Dies theologische Studium ist die allerniederträchtigste Geistesarbeit, die es giebt. Es ist dazu da, um als abschreckendes Beispiel zu dienen, wie die Theologen nicht sein sollen. Es ist aber auch dazu da, in der Gemeinde den Eindruck zu schaffen, daß die Pastoren nicht aus Ueberzeugung, sondern um schändlichen Gewinnes willen das Evangelium predigen. Das jetzige Studium der Theologie ist eine Beleidigung des Christenthums und eine Herabwürdigung der Gemeinden. Wenn man sich so auf den Beruf der Pastoren vorbereitet und der schwarze Rock schließlich alles wieder gut macht, dann sagt der Kate sich: „Kann man sich so auf den Himmel vorbereiten?“ und das Strohkleid deckt alle Sünden und Schanden zu.“

Wie man deutsche Kultur in Afrika verbreitet. Premierlieutenant Morgen hält z. B. Vorträge in verschiedenen deutschen Städten. In Wiesbaden er-

zählte er dem dortigen Kolonialverein u. A., wie er, um zu seinem Ziele zu gelangen, verschiedene friedlich neben einander wohnende Stämme gegen einander „aufgehetzt“ habe, indem er dem einen Stamm über die Absichten des anderen etwas „vorlog“. Weiter soll nach dem „Rhein. Kurier.“ Morgen wörtlich gesagt haben: „Ich habe mich nun drei Tage in das Land gesetzt, sämtliche Dörfer niedergebrannt. Im Allgemeinen geben meine Jungen keinen Pardon mehr.“ Nach dem „Hann. Kurier.“ nennen die Eingeborenen von Kamerun Herrn Premierlieutenant Morgen den „weißen Teufel“.

Und das erscheint nicht nur dem Herrn Premierlieutenant selbst, sondern auch einer großen Klasse von Menschen als ruhmwürdig, damit prahlt man!

— **Kein Nothstand!** Der „Freisinnigen Zeitung“ entnehmen wir folgende Notiz:

„Auf das Champagnertrinken in Offizierkasinos wirkt das nachstehende Inzerat, welches wir in der Nr. 270 der „Straßb. Neuesten Nachrichten“ vom 18. November entnehmen, ein interessantes Schlaglicht. Die Annonce lautet wörtlich:

„8000 Champagnerflaschen werden im Ganzen oder Theilen billig abgegeben.“

Kellerei Offizier-Kasino am Broglie.“

Außer dem hier genannten Offizierkasino befinden sich noch einige andere Offizierkasinos in den Kasernen in Straßburg.“

Dafür wurde auf einer Zusammenkunft der Berliner Rößschlächter festgestellt, daß vor wenigen Jahren bloß ein halbes Dutzend, jetzt aber 40 Rößschlächtereien in Berlin existieren.

— **Kein Absatz für schlechte Lektüre!** Das „Börseblatt für den deutschen Buchhandel“ enthält in Nr. 242 folgendes Inzerat:

„Wir beabsichtigen, Bismarck's gesammelte Werke, 9 Bände in 2 Prachtbänden, Vorath ca. 3000 Exemplare, inkl. Verlagsrecht und Matrizen, sehr billig zu verkaufen.“

Alfred S. Fried u. Co.“

Daß die Werke des „Nationalheros“ bei Fried u. Co. erschienen, war schon eine gewisse Ironie des Schicksals. Ueber den Verlag brachte vor etwa einem halben Jahre der „Reichsbote“ eine entrüstete Philippika, weil er so frivol und unsittlich sei — er giebt eine „Kollektion Figaro“ heraus, in welcher Paul de Rod brüderlich neben Leo Tolstoi erscheint. Die Bismarck'schen „Werke“ waren auf dem allerniedrträchtigsten Zeitungspapier gedruckt, und billiger, wie sie der Tröbder liefern kann. Es muß wohl kein Geschäft damit zu machen gewesen sein.

— In einem großen Streit stehen die Bergarbeiter im nördlichen Frankreich. Sie verlangen den Achtstundentag und einen durchschnittlichen Tagelohn von 5,5 Frs., und außerdem Befreiung von der halben Hörigkeit, in der sie sich befinden. Wer nur im geringsten den kapitalistischen Interessen zuwiderhandelt, ist in dem ganzen Distrikt bei allen Gesellschaften gedächelt und findet nirgends Arbeit, so daß die Führer der Bergleute sämtlich Nicht-Bergleute sind. Die Gesellschaften haben den Lebensmittelverkauf durch eine Art Konsumverein in der Hand und erklären jetzt, daß die Streikenden keine Lebensmittel bekommen u. s. f. Basly hat die Sache in der Kammer zur Sprache gebracht:

„Er beschuldigte die Gesellschaften, die Arbeiter zu Einzelstreiks zu treiben, um die Fachtassen zu ruinieren. Die bestehenden Knappschaffs-, Alters- und Krankentassen seien schlecht verwaltet; man ziehe den Arbeitern zwanzig Jahre lang drei Prozent von ihrem Lohne ab und könne sie dann entlassen, ohne ihnen etwas von dem eingezahlten Gelde zurückzugeben. Die den Fachtassen angehörenden Arbeiter würden systematisch verfolgt. Die Verwaltungen verausgaben die Krankentassengelder der Arbeiter für Reisen, Bezüge, Väuten u. dergl., wenn sie es nicht, wie ein kürzlich verhandelter Prozeß beweist, für sich selbst behielten. Eine Gesellschaft habe einer Witwe, deren Mann im Bergwerk unglücklich, die Pension verweigert; wenn die Frau klage, so laufe sie Gefahr, daß ihre beiden in der Grube beschäftigten Söhne entlassen würden. Der Redner erwähnte Fälle, wo Bergleute durch die Schuld der Gesellschaften verurteilt wurden und die Staatsanwaltschaft trotzdem die Strafverfolgung ablehnte. Die Gesellschaften handelten behändig gegen die bestehenden Berggesetze, und darum solle die Regierung von den Artikeln 49 und 50 des Gesetzes von 1810 Gebrauch machen und die Bergwerkbetriebe in eigene Verwaltung nehmen. Basly stellte einen Antrag in diesem Sinne, außerdem hielt er die Forderungen der Bergarbeiter bezüglich des Achtstundentags und Wohnsituation aufrecht und drohte mit „gewaltthätigen Entschlüssen“, falls die Wünsche der Bergarbeiter nicht erfüllt würden.“

— Ueber die Vorgänge in Brasilien haben wir noch nichts berichtet, weil die Dinge bis jetzt noch zu unklar waren. Nach der Vertreibung des Kaisers entwickelte sich ein großartiger „Aufschwung“, id est Schwindel, woraus wohl zu schließen ist, daß die Revolution von den „aufschwung“-lüsternen Jobbern gemacht ist. Nachdem die Republik eine Zeit lang bestanden hat, wirft der damalige Mäcker die Sache wieder über den Haufen und erklärt sich zum Diktator. Wir finden nun in amerikanischen Blättern folgende Erklärung:

Als die ersten Nachrichten von Fonsecas Staatsstreich aus Brasilien kamen, war es klar, daß demselben ohne Zweifel wirtschaftliche Ursachen zu Grunde liegen. Die Kapitalisten hatten mit gedrohtem Geld und selbsthätzigem Papiergeld einen großen „volkswirtschaftlichen Aufschwung“ in Szene gesetzt, daß es zu dem Krach nicht mehr weit hin sein konnte. Es erhellt nun, daß der Kongreß diese Kräfte verhaften wollte, indem er sich den Spekulanten widersetzte. Dafür wurde er von Fonseca gezwungen. Der Mann ist also nichts anderes als der politische und militärische Geschäftsführer der Finanzschwindler.

Einer Depesche zufolge kam diese Spekulantenbande in Geldverlegenheiten, was auch ganz natürlich ist. Denn einmal auf der schiefen Ebene der Währungsverschlechterung angelangt, giebt es kein Halten mehr. Fonseca ließ sich von seinen Freunden, deren Führer Ray Barrosa ist, bestimmen, der Mayrind'schen Bank ein Privilegium zur Ausgabe von 24 Millionen Centos (etwas über eine Million Dollars) unemittirbaren Papiergeldes zu bewilligen. Dieses Papiergeld wurde unter Fonsecas' Freundschaft zur Gründung abenteuerlicher Handelsgeschäfte und zur Unternehmung gewagter Spekulationen ertheilt.

Die Mayrind'sche Bank hätte nach dem Gesetze für ein

Drittel des auszugehenden Notenbetrages Gold als Deckung in ihren Gewölben haben müssen; aber Barrosa benützte diese Deckungsmittel ebenfalls zu Spekulationen. Der Finanzminister Juena hat dies einem Komitee der Deputirtenkammer offen bekannt und dabei zugleich gestanden, daß die Regierung nicht ein Drittel Golddeckung für ihre Papterausgaben besitz, sondern nur ein Zwanzigstel.

Die Mayrind'sche Gesellschaft verlangte indes immer mehr Papterausgabe und zwar darum, weil der „Ring“ der Mayrind'schen „Banca da Republica“ viel Geld schuldet und die frisch auszugehenden Noten an die Mitglieder des „Rings“ als Darlehen vertheilt werden sollten.

Der Kongreß lehnte dies Ansuchen mit 112 gegen 35 Stimmen ab. Nun verschwor sich die Gesellschaft der Mayrind'schen Bank zum Sturze des Kongresses; der Regierung die Fortsetzung des Paptergeschwindels nicht zu gestatten, war seine erste mannhafte That gewesen; denn bis dahin hatte er sich nichts weniger als rühmlich ausgeführt, in allen wichtigen Fragen sich dem Gebote Fonsecas' und dessen militärischer Stützen unterworfen.

Nach dieser Darstellung hätte Fonseca also die Diktatur nur zu dem Zwecke ergriffen, um seinen durch Finanzspekulationen in die Arme gerathenen Freunden mittelst Fortsetzung des Paptergeschwindels aufzuhelfen. Wie er dabei mit der Armee fahren wird, deren Sold und Gehalt durch die Münzverschlechterung zusammengekrumpft ist, wäre eine andere Frage. Er würde sie durch Extrablösungen an sich zu fesseln haben. Der Bericht, wenn er wahr ist — daß bereits eine Anzahl Garnisonen von ihm abgefallen sind, läßt jedoch vermuthen, daß der Diktator diesen Schachzug verabsäumt hat.

Der Zustand in Chile ist von den besitzenden Klassen angezettelt und von den englischen Kapitalisten unterstützt worden. Dagegen nehmen die Engländer jetzt Partei gegen Fonseca; wahrscheinlich, weil der Sieg der dortigen Jobber mit dem schließlichen Krach wieder einen großen Haufen englischen Kapitals weglegen würde und weil dem englischen Handel Schaden aus dem von Fonseca mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Gegenseitigkeits-Vertrag droht.

In Europa ist die Bourgeoisie höchst konservativ; auf diesem Kontinent aber kommt es ihr nicht darauf an, zur Wahrung und Förderung ihres Profits einen Umsturz zu inscenieren. Dergleichen kann sie sich gestatten bei einem so rückständigen Proletariat, wie das in den südamerikanischen Ländern.

Einige Provinzen haben sich bereits von der Republik losgerissen; vermuthlich fällt das Ganze bald auseinander, und dann sind die europäischen Kapitalisten, welche der Schwindelbank ihr Geld geliehen haben, noch mehr geprellt, als in Argentinien.

Südamerika ist jetzt für Europa das Land, wohin sich die ungeliebten Säfte, welche durch die Ueberproduktion erzeugt werden, hinziehen. Ohne diese gutmüthigen Südamerikaner, welche vermittelst des grandiosen Schwindels den europäischen Kapitalisten das Portemonnaie erleichtern, würden wir völlig erstickt in unserem Reichthum. Nun, es ist nur noch eine Frage der Zeit, dann wird das Sicherheitsventil geschlossen; die Vereinigten Staaten werden allmählig ganz Südamerika sich einverleiben. Was die europäische Gesellschaft dann in ihrem embarasso der Reiche anfangen wird, ist räthselhaft. Vielleicht hat sie Glück in Asien. Trotz der kritischen Zeit scheint sich für Persien eine Schwindelkara vorzubereiten; so wurde vor einigen Tagen in Wien eine „Aktiengesellschaft für Beleuchtung und Heizung in Persien“ gegründet. Unglaublich, aber wahr. So lange, wie es geht, geht es, und deshalb geht es so lange, wie es geht.

„Die Ethik des Sozialismus“.

Von

Belfort Bay (in Hundmans „Justice“).

Irrethümer sterben langsam. Die Unumschränktheit des ethischen Individuums scheint noch da Vertheidiger zu finden, wo die Unumschränktheit des ökonomischen Individuums bereits aufgegeben ist. Der Sozialismus proklamirt die Wiedergeburt des Individuums in und durch eine wiedergeborene Gesellschaft. Für den Sozialismus giebt es keine wirkliche Moralisation oder Erhebung des Individuums, welche nicht das Resultat veränderter ökonomischer und gesellschaftlicher Bedingungen ist.

Das Individuum, als Ausdruck des sozialen Lebens, in welches es eintritt, kann weder moralisch noch intellektuell von ihm getrennt werden. Es ist eins mit ihm. Individuum und Masse sind die untrennbaren Elemente des Einen Ganzen. Wo man von einem einzelnen Menschen sagt, daß er „seiner Zeit voraus“ ist, das kann richtig durch den Ausdruck bezeichnet werden, daß er in seiner Person Gedanken konzentriert und in einem Brennpunkt vereinigt, welche in dem Geist der Masse latent sind, aber keinen deutlichen Ausdruck empfangen haben. Er denkt mit mehr oder weniger Genauigkeit, was sie bloß verschwommen fühlen. Die Fähigkeit dazu ist eben so gut ein Produkt der Gesellschaft. Sie ist entstanden, nicht gemacht. In ähnlicher Weise setzt der Besitz eines festen moralischen Rückgrats entweder voraus, daß der Mann als ganz eigenartiges Wesen unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen aufgewachsen ist; oder, wo das nicht der Fall ist, ist es das Resultat eines Atavismus, eine Rückkehr zu einem früheren Typus, dem Produkt anderer Umgebungen, als der gegenwärtigen.

Sittlichkeit im praktischen Leben bedeutet im Grunde die Gewohnheit, die persönlichen Interessen mit den gesellschaftlichen in Uebereinstimmung zu setzen; die Selbstgenügsamkeit außerhalb oder sogar im Gegensatz zum unmittelbaren Selbstinteresse. Dieser Charakter kann nur zerstreut vorkommen in einer Gesellschaft, wo die unmittelbaren thierischen Interessen, bei der Unfähigkeit, sie zu befriedigen, eine ungebührliche Wichtigkeit erlangen und wo die einzige Möglichkeit, diese unmittelbaren Eigeninteressen zu befriedigen, in der erfolglosen Verletzung der gesellschaftlichen Interessen liegt, kurz, wo man einen nothwendigen und beständigen Antagonismus zwischen beiden hat. Die Geschichte zeigt den immer erneuten Versuch und das immer erneute Fehlschlagen der Menschheit, eine höhere Staffel zu erreichen durch

das Bestreben des Individuums, von innen heraus wiedergeboren zu werden, sein eigenes Heil herauszuarbeiten ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Bedingungen.

Wie sehr eng die Grenzen sind, innerhalb deren es in der Macht eines Menschen liegt, zu thun oder zu unterlassen, und wie sehr eng die Grenzen sind, innerhalb deren das Individuum seinen Charakter durch eigene Willensanstrengung ändern kann, muß, sollten wir meinen, jedem nur mittelmäßig intelligenten Menschenbeobachter offenbar sein; aber dem Geschichtsforscher ist es sonnenklar, daß Veränderungen des sittlichen Tones Veränderungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen folgen, und nicht durch Entschlüsse von Individuen hervorgerufen werden, welche ihren Charakter reinigen wollen.

Das Infrischversenden mit seiner asketischen Verführung und seinem tödtlichen Verlangen nach Selbstabtdtung hat einen Ueberfluß interessanter pathologischer Typen hervorgebracht, aber keine richtige Gesellschaft. Wenn ich das sage, wird man mir wahrscheinlich die gebräuchlichen Argumente betreffs der ersten Christen entgegenhalten, unter denen wir, wie man sagen wird, eine kommunistische Gesellschaft in Verbindung mit einer individuellen und innerlichen Moral haben. Hierauf antworte ich, wie ich schon öfter präzisiert habe, daß der Kommunismus der ersten Christen Mittel zum Zweck war, da das Abgeben der weltlichen Güter eine freiwillige Handlung seitens der Individuen war, und kein Prinzip. Das wirkliche historische Gesicht einer neuen Bewegung ist erst zu erkennen, nachdem sie über die ersten Stadien hinaus ist. Zuerst erscheint sie befangen in den Formen des Ausgangspunktes, von dem sie sich entwickelt hat, und wogegen sie ein Protest ist. Das Christenthum, die nachdrückliche Behauptung des Individuums an sich, der Gegensatz zu den absterbenden Ueberbleibseln des Geistes des alten Stammes- und Stadt-Kommunismus, trat selbst auf die geschichtliche Bühne als kommunistische Religionsgemeinschaft. Aber die Entwicklung des Christenthums zeigte seitdem, daß das bloß zu seiner unreifen Erscheinungsform gehörte, nicht zu seinem Wesen. Und niemals bildete es einen Theil seiner Grundzüge.

Ich weiß, daß viele Leute behaupten, diese Betrachtungen haben nur theoretischen Werth, aber in Wirklichkeit sind sie von der äußersten praktischen Wichtigkeit. So lange die Leute glauben, daß die Hauptentscheidung über alles im Bereich ihres eigenen Charakters als eines losgelösten, freien, liegt, und nicht in den gesellschaftlichen Bedingungen, so lange werden sie lau in ihrem Interesse für die Sache der sozialistischen Umwandlung sein. Niemand wird den Werth des persönlichen Charakters unterschätzen, aber was wir behaupten, ist, daß man seinen Charakter nur indirekt gründlich ändern kann, nicht direkt. Suchet zuerst eine richtige Gesellschaft und ihre Gerechtigkeit, so werden auch alle anderen Sachen zu fallen.

Zur Landagitation.

I.

S. S. Der Beschluß des Halleschen Parteitagcs, unsere Agitation auf das flache Land auszudehnen, hat wie kein anderer die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt. Und mit Recht; darüber kann eben niemand in Zweifel sein, daß ohne die Gewinnung der ländlichen Bevölkerung, welche noch immer die größere Hälfte der Nation bildet, an eine entscheidende politische Machtstellung unsererseits nicht zu denken ist.

Bereits auf allen früheren Parteikongressen wurde dies auch mehr oder weniger entschieden betont; und die Frage, wie und wodurch wir dieses Ziel am schnellsten und gründlichsten erreichen, ist seit länger als zwei Jahrzehnten lebhaft diskutiert worden.

Man lese heute z. B. nur die Verhandlungen des Leipziger Hochverrathsprozesses nach und man glaubt sich mitten in die heißpulsirende Gegenwart versetzt, wenn man in jedem Abschnitte des Berichts der starken Betonung des „Hinaus auf's Land!“ seitens unserer Genossen begegnet, wenn man beobachtet, welche Bedeutung Staatsanwalt, Richter und Geschworener gerade diesem Punkte der Anklage beilegen, zu welchen Wuthausbrüchen gerade jener Schlachtruf die bürgerliche Presse gereizt hat.

Aber unwillkürlich legt man sich auch die Frage vor, wie kommt es, daß alle dashten zielenden Kongreßbeschlüsse, alle Bemühungen unserer Genossen lange Zeit so ziemlich platonische, beziehungsweise mit verhältnismäßig geringem Erfolg gekrönte geblieben sind?

Die Antwort ist nicht so schwer, wenn man von der reinen Temperamentsfrage absieht, die ja bei jeder Agitation eine große Rolle spielt. Die überschwärmende Begeisterung der Jugend, die für ihr als recht und wahr erkanntcs Ideal nicht nur mit allem Feuereifer kämpfen will, sondern auch dessen nahe Erreichbarkeit so gern mit dem Ungeheim ihres raschen Wollens verwechselt und die fähigen Erwägungen des erfahrenen Mannes, der über Menschenbekehrung und Weltverbesserung gelassener denkt: wo haben die Beiden nicht neben einander bestanden?

Hier bleiben wir, wie gesagt, im Dunkeln, die Antwort wäre höchstens wieder eine — des Temperaments.

Dagegen zeigt uns das Problem der Landagitation ein anderes Gesicht, sobald wir dasselbe — im Gegensatz zu jener rein praktisch-agitatorischen Außenseite — seinem wissenschaftlichen Kerne nach untersuchen.

Da heißt es vor Allem eine andere Frage beant-

worten, die waren die ökonomischen Vorbedingungen für eine wirksame Aufklärung der Massen auf dem platten Lande vorhanden oder nicht? Mit anderen Worten, hatte die wirtschaftliche Revolution dort den Boden für eine Revolution der Köpfe geerntet oder nicht?

Wir sagen, nein, und ein ganz flüchtiger Blick auf die neugeschichtliche Entwicklung des Landes soll dies bekräftigen.

Behalten wir uns im Auge: die moderne Arbeiterbewegung, die Sozialdemokratie, ist untrennbar von der kapitalistischen Produktionsweise, grundverschieden von den Klassenkämpfen des Alterthums und der Feudalzeit. Das charakteristische Unterscheidungsmerkmal bildet (die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln als selbstverständlich vorausgesetzt) die Kontraktfreiheit des Arbeiters.

Nur dadurch, daß sich die Besitzer der Produktionsmittel und jene der bloßen Arbeitskraft als freie, nominell gleichberechtigte Waarenverkäufer gegenüberstehen, erhält die ganze kapitalistische Weltordnung ihr Gepräge.

Damit soll selbstverständlich nicht, wie aus anderen Motiven von reaktionärer Seite, die Einführung feudaler Zwangs- oder antiker Sklavengesetze befürwortet werden. Aber Thatsache ist es, daß Sklave und Leibeigener (weil sie als rechtlich Unfreie, als sachliches Eigenthum, nur ein Produktionsmittel, wie jedes Zugthier darstellten), einen Werth besaßen, den ein Arbeiterleben heute nicht besitzt. Mit Hilfe der Kontraktfreiheit kann der nicht arbeitende Produktionsmittelbesitzer die fremde Arbeitskraft gegebenen Falles unter ihrem Werth kaufen, d. h. also die Lebenshaltung des Arbeiters unter das nothwendigste Existenzminimum drücken, ohne gesetzlich für das hieraus folgende Siechthum oft ganzer Generationen verantwortlich gemacht werden zu können. „Wer zwingt die Leute, um solche Löhne zu arbeiten? Ich nicht, kein Mensch, kein Gesetz!“ wäre seine Antwort auf einen solchen Vorwurf. Und er hat recht; nicht er ist der Schuldige, sondern die Gesellschaft, das herrschende Wirtschaftssystem.

Um also den Anfängen einer modernen Arbeiterbewegung auch auf dem platten Lande nachzuspüren, müssen wir in erster Linie das Aufsteigen der kapitalistischen Wirtschaft daselbst verfolgen, d. h. der Scheidung der ländlichen Bevölkerung in kapitalistische Waarenproduzenten und freie Lohnarbeiter, seit Verfall des Feudalismus und Patriarchalismus.

Obgleich die allgemeine Ausbreitung der kapitalistischen Waarenproduktion Jahrhunderte lang das alte Bollwerk der ländlichen Feudalwirtschaft unterwusch und naturgemäß eine langsame Neuorganisation des Ackerbaubetriebes erzwang, datirt sein Zusammensturz doch erst von dem Augenblicke, als die zur Herrschaft gelangte Bourgeoisie die Durchführung der modernen Kulturerfordernisse in die Hand nahm.

Das junkerliche „Bauernlegen“ hatte zwar die äußeren Besitzverhältnisse enorm verschoben, aber den überlebten, mittelalterlichen Charakter der Agrarwirtschaft nur wenig angetastet. Besonders aber vor einer Lockerung der alten patriarchalischen Rechtsverhältnisse zwischen Bauer und Knecht, zwischen Bauer und Großgrundher schreckte Jeder zurück.

Inwiefern außerdem die Enge der Kleinstaaterei, der unausgesetzte Wirrwarr von Glaubens- und Dynastiekämpfen jenen ökonomischen Entwicklungsprozeß durchkreuzten, ihn förderten oder schädigten, sei übergegangen. Festgestellt ist, daß eine fortwährende Besitzersplitterung daraus resultirte, wodurch die feudale Kultur immer wieder über Wasser gehalten wurde.

Die ersten schwächlichen Versuche, welche im Anfange dieses Jahrhunderts (das erste diesbezügliche königliche Edikt erchien 1807) gemacht wurden, um den verrotteten wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen des platten Landes zu Leibe zu gehen, scheiterten an dem Widerstande der junkerlichen Kamarilla. Diese sorgte dafür, daß die Ausführung jenes und der in kurzen Zwischenräumen bis 1821 folgenden Edikte nichts weiter, als eine grandiose Neuauflage des vorherigen „Bauernlegens“ bedeuteten. Dann folgt ein fast 30jähriger Stillstand in der Agrargeggebung; die Bekämpfung der aufstrebenden bürgerlichen Demokratie, der Bourgeoisie überhaupt, nahm alle Kräfte des Absolutismus und Feudalismus in Anspruch.

Der schließliche Sieg der ersteren gab auch der Agrargeggebung einen neuen Anstoß. Die Bourgeoisie nahm die Leitung der Abhängigkeitsgeggebung energisch in die Hand und führte sie in ihrem Interesse durch. Die sogenannte „Separation“ bedeutete den Anfang der kapitalistischen Aera auf dem Lande, denn ihre klar und scharf hervortretende Tendenz war „freie“, d. h. von Grund und Boden losgelöste „Hände“, und „freie“, d. h. durch keine rechtlichen Schranken an die Scholle gefesselte Lohnarbeiter zu schaffen.

Allerdings lag der Bourgeoisie anfangs weniger die Einführung der kapitalistischen Wirtschaftsweise auf dem Lande am Herzen, als vielmehr die Ausdehnung derselben in Industrie und Gewerbe. Sie proletarisirte die Massen und hob die Freiheitsbeschränkungen auf, um neue „Hände“ für die aufblühende Industrie zu schaffen. Und wahrlich, ohne jenes Massenangebot von Lohnarbeitern, wie es während und nach Durchführung der Separation stattfand, hätte die deutsche Industrie nie jene enorme Entwicklung nehmen können, die sie seit Anfang der sechziger Jahre genommen hat.

Aber auch die Rückwirkung auf das flache Land, seine wirtschaftliche und soziale Neugestaltung war ungeheuer. Auch dort zeigte sich nach ganz kurzer Zeit das, was die Bourgeoisie „Aufschwung“ nennt: die rapide

Proletarisirung des Kleinbetriebes, die Herrschaft des großen Kapitals.

Die fortschreitende Verallgemeinerung der Lohnarbeit im Ackerbaubetriebe wurde jetzt der Gradmesser für die Ausdehnung des Kapitalismus in der Landwirtschaft.

Noch andere Umstände traten hinzu, um alle hergebrachten ländlichen Wirtschaftss- und damit Gesellschaftsverhältnisse vollends zu revolutioniren.

Die glänzenden Resultate der im Dienste des profitlungerigen Kapitals arbeitenden Naturwissenschaft kamen schnell auch der Agrikultur zu gute. Die bisherigen primitiven landwirtschaftlichen Anbaumethoden und Betriebssysteme, die ganze Bodenkultur erlitten eine vollständige Umgestaltung. Eine Verbesserung jagte die andere, das große Kapital, durch die Aussicht auf reichen Gewinn angelockt, warf sich mit Wucht auf den Ackerbaubetrieb. Der Mensch fing erst beim Rittergutsbesitzer an, die Güter- und Bodenpreise erreichten eine schwindelhafte Höhe, Zuckerfabriken, Brennereien und andere industriell-landwirtschaftliche Nebengewerbe schossen wie Pilze aus der Erde und gaben der Anlage großartiger Molkereien, Käsefabriken und Fleischviehzüchtereien einen festen Rückhalt. Das Land floß buchstäblich über von Milch und Syrup.

Ebenso fühlte sich die große Masse der lebensfähig gebliebenen Bauern eine Zeit lang ganz wohl. Das Steigen ihrer Güterwerthe gestattete ihnen, größeres Hypothekenskapital aufzunehmen und zur intensiveren Bewirtschaftung ihrer Aecker zu verwenden, deren größere Erträge wieder, mit Hilfe der verbesserten Verkehrswege und Transportmittel, leicht und auch gewinnbringend abzusetzen waren.

Der Abzug des eigentlichen Proletariats nach den Städten, den wesentlichen Industriezentren, über's Meer, kurz nach überall, wo hohe Löhne lockten, verhinderte eine größere Ansammlung unzufriedener Elemente. Ja, einen großen Theil des zurückgebliebenen Proletariats verlegte das langsame Steigen der landwirtschaftlichen Löhne in einen vollständigen Zufriedenheitsstammel.

Auf allen Seiten also eitel „Aufschwung“ und Seligkeit, — bis die Krise, in der Mitte des siebenten Jahrzehnts, Allem ein Ende machte.

Wir fragen nun, was hätte zu jener Zeit, als man zwar schon stark an der Wunderwirkung des alleinseligmachenden Kapitalismus in der Industrie zu zweifeln begonnen hatte, aber in der Agrikultur noch mit blindem Fanatismus daran glaubte, eine ländliche Agitation der Sozialdemokratie für einen Zweck gehabt?

Den jammervollen feudalen Zwangszuständen gegenüber war das Bischen Freiheit des Kapitalismus eben eine gewaltige Sache.

Das sah auch unsere Partei ein und wartete ruhig ab, bis der Rausch verfliegen sein würde. Aber noch mehr, das platte Land war damals noch Nebensache; erst galt es das Industrieproletariat für uns zu gewinnen, die Städte zu erobern.

Die christliche Kirche und die Lehre Jesu.

(Aus dem eben erschienenen Buch: Dr. S. Wesendonk „Der moderne religiöse Wahn.“)

Für uns freilich stehen diese Lehren nur auf dem Papier, wir befolgen sie weder ganz noch halb, sondern garnicht, wir verschonen die irdischen Güter nicht, wie Christus es will, sondern suchen deren möglichst viele zu erlangen, denn die Kirche hat einen guten Magen, kann alles vertragen, wir achten den schunden Mammon nicht gering, sondern uns sind selbst viele Millionen Thaler in Gestalt von Peterspfennigen und sonstigen Gaben, Kirchensteuern, Vermächtnissen, auf die wir besonders erpicht sind, u. s. w. durchaus nicht zu viel, oft noch zu wenig; wir verlassen nicht Häuser, Hab und Gut, wir verachten auch nicht die Sorge für den morgigen Tag, indem wir uns etwa auf einen gütigen Gottvater im Himmel verlassen, der selbst die Lilien umsonst kleidet und nährt, sondern wir sorgen dafür, daß jeder Pfarrer und dem entsprechend auch jeder niedrigste Kirchendiener, sein hübsches Pfarrhaus habe nebst Garten, womöglich auch mit Wiesen, Weinbergen, Wald und Feldern, und dazu ein reichliches Einkommen, damit er und seine Nachfolger (oft auch die Sorge entholden sind und ganz bequem und mit Gemuth des Lebens sich freuen können. Wir hassen auch nicht, wie es Gott Christus verlangt, Eltern und Geschwister, Weib und Kinder, selbst wenn sie nicht viel taugen, sondern suchen ihnen, wie uns selbst, möglichst viel Ehre, Ansehen, Macht, einträgliche Aemter und irdisches Gut zu erwerben und das alles in majorem dei gloriam (zur größern Ehre Gottes); ebenso wenig wie die Armuth im Fleische lieben wir die Armuth im Geiste, so sehr sie Christus auch onpreist; wir lernen soviel von der Wissenschaft, daß wir die Dummen beherrschen können, sonst aber kümmern wir uns um dieselbe keinen Pfifferling, sondern hassen sie meistens, da sie uns von Tag zu Tag das Leben und die Beherrschung der Geister schwerer macht. Christus sagt zwar: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen,“ aber damit erreicht man nichts in der Welt, wir predigen dies Gotteswort zwar noch hin und wieder, aber wir selbst hassen unsere Feinde wie den Teufel, wir verfluchen alle Kezer und Religionshaffer, wir verbrennen ihr keckerlich ruchloses Menschengebein zur Ehre Gottes, wo wir Macht dazu haben, sonst aber suchen wir ihnen Gutes dadurch zu thun, daß wir mit aller Macht streben, sie zu vernichten; das geschieht durch den staatlichen Polizeiknüffel, durch Gefängniß, durch

Verurtheilung (Exkommunikation), oder durch den Unter- oder Oberrod, durch Vernichtung ihrer gesellschaftlichen Existenz u. c. Wenn uns jemand den Rock nehmen will, dem lassen wir nicht noch den Mantel, sondern wir erheben ein Zeter- und Mordgeschrei, als ob die Welt unterginge, wenn jemand uns auch nur einen Hosenknopf oder ein Schürzenband nehmen will. Dann setzen wir Himmel und Hölle in Bewegung, hehen, bilden Vereine, Parteien, gründen Zeitungen u. c.; denn wenn wir uns das Geringste ruhig gefallen lassen, würde es bald aus sein mit unserer Herrlichkeit. Darum widerstreben wir auch dem Bösen nach Kräften, obgleich Christus (Matth. 5, 39) sagt, daß man es nicht thun solle. Wir kennen die jetzige Welt besser; wenn man dem Bösen, dem Uebel nicht scharf entgegentreten würde, so hätten die schlimmsten Hallunken auf der Welt von selbst in drei Tagen die unumschränkste Herrschaft. Wir reichen deshalb auch nicht die linke Wade dar, wenn uns jemand auf die rechte geschlagen hat, sondern wir wehren uns wie die Löwen und rächen uns blutig wie die Tiger, wenn jemand sich an der Kirche und an der geheiligten Person von uns Kirchenleitern vergreifen sollte. Christi Wort bleibe in allen Ehren, aber wir haben doch viel schlauer und besser dafür gesorgt, daß uns niemand zu nahe trete, indem wir in den meisten Staaten es durchgesetzt haben, daß Angriffe auf geistliches Gut und geistliches Leib doppelt und dreifach gestraft werden. Wir beten auch nicht, wie Christus will, im stillen Kämmerlein, sondern wir veranstalten Gebete mit großem Pomp, mit feierlichem Glanz und Gepränge und festlichem Ornat in der Kirche, auf Prozessionen, auf Wallfahrten u. s. w., denn das wirkt mehr auf die Massen des Volkes als Christus dies auch nur geahnt hat. Wir wissen zwar, daß nach Christi Lehre beim Almosengeben die linke Hand nicht wissen soll, was die Rechte thut, aber je mehr wir mit Posamenten durch Predigten, Zeitungen, Bücher und im Religionsunterrichte der Welt das bischen Gute, was wir ihr mit ihren eigenen, uns zuvor geschenkten Gütern erwiesen haben, lobpreisen, erheben und verhimmeln, desto größer und mächtiger wird unser und der Kirche Macht und Ansehen, desto lieblicher strahlt und leuchtet die Gottseligkeit aus unserem Antlitz. Christus sagt zwar: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es, aber wir thun meistens und grundsätzlich nichts umsonst. Je theurer das Volk seine religiösen Bedürfnisse bezahlen muß, desto werthvoller sind ihm dieselben. Deshalb nehmen wir auch zu dem Gehalte, das wir beziehen, und zu den Revenuen aus Vermächtnissen, aus Land- und Feldern noch für jede Taufe, Einsegnung und Vorbereitung dazu, für jede Trauung, jedes Begräbniß, für jede Leichenrede, für jede Seelenmesse u. s. w. noch extra eine hohe Bezahlung in Anspruch. Nur dort, wo absolut nichts zu haben ist, leisten wir unentgeltlich das Aller-nothwendigste, aber ohne viel Federlesens zu machen. Da wird im Bausch und Bogen Taufe, Begräbniß, Trauung u. s. w. vollzogen und so schnell wie möglich abgemacht.

Verschiedenes.

— Das Ackerbauministerium in London hat soeben folgenden Ausweis über das angebaute Areal und den Viehstand im Vereinigten Königreiche während der letzten zwei Jahre veröffentlicht.

	Angebautes Areal.		Zuwachs Abgang in 1891
	1890	1891	
	Acres		Acres
Mit Weizen . . .	2 483 595	2 392 243	— 91 350
Gerste . . .	2 300 994	2 288 978	— 12 016
Oafer . . .	4 187 790	4 128 127	— 59 663
Roggen . . .	69 458	60 148	— 9 310
Bohnen . . .	362 242	359 039	— 3 203
Erbsen . . .	220 170	204 972	— 15 198
Erbspeltz . . .	1 321 272	1 296 763	— 24 509
weissen Rüben . . .	2 251 220	2 227 050	— 24 170
Mangold- wurzeln . . .	378 313	406 990	28 677
Rohr u. s. w. . .	213 165	207 260	— 5 905
Widen . . .	229 310	234 210	— 5 100
andere Grün- gewächse . . .	130 865	138 440	7 575
Klee und Gras bei Wechsel- wirtschaft . . .	6 097 210	6 018 683	— 83 525
beständiger Weide . . .	27 115 425	27 587 663	452 238
Platz . . .	99 326	76 475	— 22 849
Dopfen . . .	54 555	56 145	1 590
Dopfbäumen . . .	46 793	60 138	13 405
Obstbäumen . . .	524 112	451 203	— 72 909
Brach gelassen . . .			
Stand des Rindviehes.	1890	1891	Zuwachs Abgang in 1891
	Stüd		Stüd
Pferde . . .	1 946 911	2 026 170	61 259
Rindvieh . . .	10 789 858	11 343 696	553 828
Schafe . . .	31 667 195	33 533 088	1 886 793
Schweine . . .	4 362 040	4 272 764	— 89 276

Diese Zahlen sind hochinteressant, sie zeigen die gemeine gefährlichen Folgen unseres Wirtschaftssystems auf's Krassste. Das mit Lebensmitteln angebaute Areal hat überall abgenommen und dafür nehmen die für Weide bestimmten Flächen zu, auf dem die Landlords ihre Schafe weiden lassen. Die Rente vom Weideland ist eben größer, als die Rente von Ackerland, und der Boden ist ja nicht dazu da, daß sich auf ihm die Menschen ernähren — bewahre! Er ist dazu da, daß er den Landlords Renten abwirft! Also fort mit den Menschen, die diesen Boden bebaut haben, fort mit ihnen übers Meer oder in die Fabriken, als Futter für den Kapitalmoloch, und Schafe an ihre Stelle!

Das ist der Prozeß, der bis jetzt überall stattgefunden hat, wo eine Kultur zu Grunde ging. Die Weiden Spaniens und Italiens, die Gärten Mesopotamiens ernährten früher auch arbeitssame Menschen, und keine Kriege, keine Krankheiten sind es gewesen, welche die Länder zu Wüsten gemacht haben, sondern die alles vernichtende und verhängende Dabgier.

— Der schottische Eisenbahnirell hat E. Saubage zu einer Anterfassung über die Dienzeit der Eisenbahnbeamten

in England veranlaßt, deren Resultate wir nach dem „Handelsmuseum“ hier wiedergeben:

Die Hauptforderung betraf die Verkürzung der Arbeitszeit, und nach einer Anfang dieses Jahres veröffentlichten englischen Statistik scheinen tatsächlich die Bediensteten der nordbritischen Gesellschaft bedeutend ungünstiger gestellt zu sein als diejenigen der Nachbarbahnen.

Anzahl der Locomotivführer und Heizer	Anzahl der Fälle, in denen diese Beamten im Laufe eines Monats innerhalb 24 Std. im Dienste waren während					18 und mehr
	13	14	15	16	17	
Eisenbahn	13	14	15	16	17	18
Caledonische	1426	2988	828	183	86	34
Nordbritische	1593	4078	3177	1878	989	1016
London u. Nordwest	5652	17882	9341	3156	17	56
Nordost	2893	11041	7730	4721	2384	1051
Der Ausnahm	endigte, ohne daß die Verwaltungen zu					

irgend welchen Zugeständnissen gezwungen wurden; aber infolge des Ausstandes wurde eine große parlamentarische Untersuchung beschlossen, um festzustellen, ob eine gesetzliche Regelung der Arbeitszeit der Eisenbahnbediensteten angezeigt erscheint, und beziehungsweise, welche Grenze angemessen ist. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen und soll während der nächsten Tagung fortgesetzt werden. Aus dem Ausmaß vorliegenden Mitteilungen sind u. A. diejenigen des Generaldirektors (general manager) der großen Ostbahn, Herrn Birt, bemerkenswert; danach beträgt auf diesem Reize die Dienstzeit der Lokomotivführer und Heizer der Personenzüge wenigstens 4 Stunden 35 Minuten, längstens 11 Stunden 24 Minuten durchschnittlich 8 Stunden 20 Minuten, derjenigen der Güterzüge wenigstens 6 Stunden 35 Minuten, höchstens 11 Stunden 46 Minuten, durchschnittlich 9 Stunden 11 Minuten, ferner der Zugführer und Schaffner (guards) der Personenzüge wenigstens 2 Stunden 55 Minuten, höchstens 13 Stunden 23 Minuten, durchschnittlich 9 Stunden 26 Minuten, endlich derjenigen der Güterzüge wenigstens 4 Stunden, höchstens 12 Stunden 2 Minuten und durchschnittlich 9 Stunden 19 Minuten. Herr Birt bemerkt, daß

sich die Dienstzeit der Angestellten vielmehr aus einer langen Wartezeit als aus wirklicher Muskelanstrengung zusammensetzt, und schlägt vor, die Dienstzeit, wenn sie durch ihre ununterbrochene Dauer erschöpfend auf den Beamten wirkt, zu verkürzen. Die Entlohnung beträgt für Weichensteller auf den schwierigen Posten in und bei London 28-36 sh., für Weichensteller auf leichteren Posten 17-24 sh., für Zugführer und Schaffner 21 bis 30 sh. für die sechstägige Arbeitswoche, ferner für Lokomotivführer 5 1/2-7 1/2 sh., endlich für Heizer 3-4 1/2 sh. für den zehntägigen Arbeitstag.

B. Berlin. Reklamation gegen Veranlagung zur Kirchensteuer ist zulässig binnen drei Monaten vom ersten Tage der Offenlegung der Heberolle. Reklamation ist beim Gemeindefiskusrat anzubringen, gegen dessen abweisenden Bescheid binnen sechs Wochen an das Konsistorium recurriert werden kann. Wir raten Ihnen, nochmals den Gemeindefiskusrat um Beantwortung Ihrer Reklamation zu ersuchen und sich, falls diese nicht bald erfolgt, bei dem Konsistorium über Richterhebung des Bescheides zu beschweren.

Berliner Bock-Brauerei

Telephon-Amt VI. 4419. Tempelhofer Berg. Telephon-Amt VI. 4419.



Doppel-Bier

hat seit ca. 14 Tagen begonnen. Wir liefern dasselbe in Gebinden per Tonne 24,- Mk. in Flaschen, 20 Flaschen ohne Pfand, gegen Quittung, Probefläschen für Gesellschaften, 1/2 Tonne Inhalt 3,50. In Flaschen nur acht, wenn mit nebenstehender Etiquette.

Der Ausstoß unseres neuen, besonders kräftig aus bestem Malz und Hopfen eingebrauten

Das Doppel-Bier der Berliner Bock-Brauerei ist das beste, kräftigste und malzreichste Bier der Gegenwart.

Das Doppel-Bier der Berliner Bock-Brauerei ist nur aus allerbestem Malz und allerfeinstem Hopfen gebraut und mit Keinzuchtweise angefertigt.

Das Doppel-Bier der Berliner Bock-Brauerei hat seit dem ersten Ausstoß, vor ca. 14 Tagen, überall sensationelles Aufsehen gemacht.

Jeder verständige Biertrinker wird dem Doppel-Bier der Berliner Bock-Brauerei den Vorzug geben, sowie nur einmal ein Versuch gemacht.

Meerschmann-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: Portraits bewährter sozialistischer Führer (Kassale, Marx u. A.), in Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlipfnadeln, Manschettenknöpfen, Stöcken und Broden, Büsten. en gros. en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Adolph Kehr.

Genossen empfehle mein Gutgeschäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Gutmacher angenommen haben. Köpenickerstraße 126.

Soeben komplet erschienen Band 1 der Bibliothek politischer Reden.

Eine Sammlung parlamentarischer und außerparlamentarischer Reden hervorragender Staatsmänner, Parlamentarier und sonstiger Politiker des 18. und 19. Jahrhunderts.

Enthaltend u. A.: Reden von Robespierre, St. Just, Mirabeau, Macanlay, Görres, Harro Harring, Wirth u. Siebenpfeifer, Castellar, Bernerstorfer, Kronawetter, Curti, Ford Byron, Dr. Feder, Bebel, Carl Marx, Björnson, Stöcker, v. Bennigsen u. s. w. u. s. w.

Das Buch, welches in keiner Arbeiterbibliothek fehlen sollte, ist 520 Seiten stark und kostet elegant gebunden 2,50 Mk.; broschürt 2,20 Mk., in 11 Heften à 20 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie auch durch die Expedition des „Vorwärts“.

Für Wiederverkäufer lohnenden Rabatt.

Nürnberg. Wörlein u. Co.

Fachverein der Tapezierer Berlins und Umgegend.

Versammlung

am Montag, 7. Dezember, Abds. 8 1/2 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Vereinsangelegenheiten und Beschlüsse.

Gäste haben Zutritt.

Sämtliche Mitglieder sind hiermit eingeladen.

Der Vorstand.

Als passendes Weihnachtsgeschenk empfohlen: Berliner Arbeiter-Bibliothek

Sammlung sozialpolitischer Flugschriften. zu herabgesetzten Preisen.

- I. Serie, 12 Hefte, komplet 1 Mark (enthält u. A.: Nutzen der Gewerkschaften, Frauenfrage, Hausindustrie, soziale Frage auf dem Lande, internationaler Arbeiterschutz, französischer Sozialismus u. s. f.)
- II. Serie, 14 Hefte, komplet 1,65 Mark (enthält u. A.: Antisemitismus, Bodenreform, Gewerbeberichte, Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, Dreiklassenwahl, Preussische Volksschul-Zustände, Diktende Londons, die Kämpfe der Buchdrucker, die Gründung des Deutschen Reiches u. s. f.)

Kolporteur gesucht - hohen Rabatt.

Zu beziehen durch alle Kolporteurs, die Expedition des „Vorwärts“, sowie die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dasselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Franzhanderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Manteuffelstraße).

Schönste Preise. Auch Versandt.

Pünktlich und gut.

Fertigmacher, Amt IX, 9482.

Hut-Fabrik

1. Geschäft: Glückerstraße 11, 2. Geschäft: Dresdenerstraße 123 (zwischen Dramenplatz und Kottbuser Thor).

Wilhelm Böhm.

Sämtliche Hüte mit Kontrollmarken. Gr. Lager in Schirmen und Filzschuben.

Gratweil'sche Bierhallen

77-79. Kommandantenstrasse 77-79.

Heute sowie täglich:

Auftreten der

Hamburger Gaudebrüder

Konzert- und Komplettsänger.

Anfang Wochentags 7 1/2 Uhr, Sonntags 6 Uhr.

Entrée: Wochentags 10 Pf., Sonntags 25 Pf.

Empfehle meinen berühmten **Mittagstisch à la Duval**. 3 Regeltischen, 6 Billards, 2 Säle.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich

Kottbuser Damm 2-3 ein

Weiß- und Bairischbier-Total eröffnen habe.

Zimmer mit Piano steht zur Verfügung.

Richard Niemetschek.

Empfehle den Parteigenossen meine

Cigarren eigener Fabrik

aus rein amerik. Tabak, 25 Cigarr. 1 Mk.

Tabak und Cigaretten.

Julius Ulbrich,

Skalitzerstraße 41, nahe Laufgierpl.

Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes

Weiß- und Bairischbier-Total.

Ferd. Hoffmann

Waldemarstr. 61.

„Neue Zeit“

Wochenchrift, herausgeg. von Karl Kautsky

Soeben erschien Heft 8. Preis pro Heft 20 Pfennig.

Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung von J. H. W. Dietz, Stuttgart, sowie durch die Expedition des „Vorwärts“ und alle Kolporteurs.

„Lichtstrahlen“

Unterhaltungsblatt und literarischer Wegweiser für das Volk.

Soeben erschien Heft 4. Preis 25 Pf.

Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung O. Harnisch, Berlin SW., Neuenburgerstraße 30.

Süd-

Deutscher Postillon

Humorist.-satyr. Witzblatt



Dieser Heft, überall gern gelesene Junge ist bereits 9 Jahre alt und enthält von lebhaftem Geistesleben.

Der „Süddeutsche Postillon“ bringt Quartettweise im Schwere treffende Witzgedichte und schwingt die Fahnen der Satire über die politischen und sozialen Schäden.

Der „Süddeutsche Postillon“ pflegt sorgfältig den feinsten, herzerquickenden Humor, mit der gleichen Schärfe lenkt er sein Schwert durch die Reuegünde der Dichtung und die blühenden Niederungen der Prosa.

Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süddeutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind.

Der „Süddeutsche Postillon“ verleiht nie den Ausschluß, kommt stets am rechten Ziel und ist der Hebel aller Hoffnungen.

Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pf.

Jede einzelne Nummer 10 Pf.

Eingetragen im deutschen Postgesetzverzeichnis unter Nr. 6679 im Bayer. unter Nr. 961.

Redaktion und Expedition:

München, Senefelderstraße 4.

Solidarität!

Arbeiter! Nur Hüte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertiger gerechter Lohn wurde!

Kauft nur Hüte mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, kaufe in Zukunft nur Hüte, in denen obige Marke eingelebt ist.

Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Setzru, die Marke muß schon vorher im Hute kleben.

— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten —

Berlin, 1890. Für die Arbeiter der Hutindustrie: Die Kontroll-Kommission.

Der Arbeits-Nachweis des Fachvereins der Musik-Instrumenten-Arbeiter

befindet sich **Naumannstraße 78** im Restaurant **Rohr**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder, wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt. — Die Bibliothek ist geöffnet jeden Mittwoch Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 9-11 1/2 Uhr.

Jede Uhr

zu reparieren und reinigen kostet bei mir unter Garantie des Gutgehens nur 1 Mk. 50 Pfg., außer Bruch, kleine Reparaturen billiger. Keine Feder einsehen 1 Mk. Empfehle als Zylinderuhren von 6, 7 u. 8 Mk., als Remontoir-Uhren von 13, 14 u. 15 Mk., gold. Damen-Uhren von 18 Mk. an, Regulatoren von 10 Mk. an. Gr. Lag. v. Nickel, Talmi- u. Gold-Double-Ketten.

R. Kionka, Oranienstrasse 35, bei der Adalbertstraße.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,

empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: J. B. J. Cimn, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer & Dimmich, beide in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Das Hohe und Tiefe.

Von Campanella (um 1600)

Ihr Weltbewohner, habet eure Blicke
Zum ersten, höchsten Sinn. Dann wird euch klar,
Wie tief, o tief am Boden Tyrannei
Obwohl bekleidet mit dem schönen Namen
Des Adels und der Tugend (euch selbst hält,
Und niederdrückt.

Dann schaut die Heuchelei;
(Einst war sie Gottesdienst!) Erschrocken schaut
Die Heiligkeit, jetzt bürgerliche Verfolgung,
Die Weisheit, jetzt sophistischer Betrug.

Sophisten trat einst Sokrates entgegen;
Tyranen Cato; Christus selbst beschämte
Mit seinem Himmelslicht der Heuchler Dünst;
Und alle opferten ihr Leben hin.

Jedoch, was hilft, enthüllen den Betrug,
Egottlosigkeit und Unrecht, auch dabei
Sein Leben wagen? Wenn nicht Ihr, ihr Menschen,
Ihr Nationen, euren Sinn aufschwingt,
Zum höchsten Sinn, zum Sinne für Recht und Wahrheit.

[Nachdruck verboten.]

Der Regenschirm.

Nach dem Französischen des G. v. d. M. v. Passant.

Frau Dreille war sparsam. Sie kannte den Werth eines Sou und einen ganzen Schatz der strengsten Grundsätze über die Vermehrung des Vermögens. Ihre starke Seite war es, einem den Brotkorb hoch zu hängen, und es hielt immer schrecklich schwer, ehe Herr Dreille sein Taschengeld bekam. Sie standen sich ganz gut und hatten auch keine Kinder, und trotzdem war es für Frau Dreille immer ein schweres Angehen, wenn sie die schönen harten Geldstücke ausgeben mußte. Es zerriß ihr Herz, und jedes Mal, wenn sie irgend eine größere Ausgabe gemacht hatte, schlief sie die nächste Nacht schlecht, und wenn es noch so nothwendig gewesen war.

Dreille hielt seiner Frau immer vor:
„Du mußt nicht so knickerig sein; wir können unsere Hinfen ja in unserm ganzen Leben nicht aufzehren!“

Sie antwortete:
„Man weiß nie, was kommen kann. Lieber zu viel als zu wenig.“

Es war ein kleines Frauchen, vierzig Jahre alt, lebhaft, eigen wie ein Kästchen.

Ihr Mann beklagte sich immer, was sie ihn Alles entbehren ließe. Manchmal war es für ihn sehr unangenehm.

Er war Direktor beim Kriegsministerium und blieb in seiner Stellung nur, weil es seine Frau so wollte, damit das Kapital größer wurde.

Nun kam er seit zwei Jahren immer mit demselben gestickten Regenschirm in's Bureau, der bei seinen Kollegen schon seit lange die unglücklichsten Scherze hervorrief. Schließlich aber wurden ihm die Wige doch zu viel und er stellte an Frau Dreille die kategorische Forderung, ihm einen neuen Regenschirm zu kaufen. Sie kaufte einen für acht Franken und fünfzig Centimes, einen Schund aus einem billigen Bazar. Als die Beamten das Ding sahen, fingen sie wieder mit ihren Wigen an, und der arme Dreille mußte schrecklich dulden. Der Schirm war auch nichts werth. Nach drei Monaten war er nicht mehr zu gebrauchen und die Heiterkeit wurde allgemein im Ministerium. Man machte sogar ein Gedicht darauf, das nun von früh bis spät geträllert wurde in dem ganzen ungeheuren Gebäude, vom Boden bis zum Keller.

Jetzt wurde es Herrn Dreille zu arg; er befahl seiner Frau, ihm einen neuen Schirm anzuschaffen von seiner Seite, für zwanzig Franken; und er wollte auch die Rechnung haben.

Sie kaufte einen für achtzehn Franken und erklärte ganz erbozt:

„Da, der hält mindestens fünfzig Jahre.“

Der Eindruck im Bureau war gewaltig.

Als er des Abends nach Hause kam, untersuchte seine Frau misstrauisch den neuen Schirm:

„Du darfst ihn nicht mit dem Gummiband zuplöpfen, davon wird die Seide brüchig. Achte nur ordentlich auf, Du kriegst nicht alle Tage einen neuen.“

Sie knöpfte den Ring auf und schüttelte die Falten. Aber was war das? Mitten im Schirm ein rundes Loch, so groß wie ein Centime! Das war von einer Zigarre gebrannt.

Sie stammelte:

„Was hast Du denn da gemacht?“

Ihr Mann antwortete ganz ruhig ohne sich umzusehen:

„Was denn, was hast Du denn?“

Der Zorn ersticke sie; sie konnte kaum noch sprechen:

„Du . . . Du . . . hast den Schirm verbrannt. Herrjeh, Herrjeh, was hast Du da gemacht!“

Er fühlte, wie blaß er wurde; er drehte sich hastig um: „Was meinst Du?“

„Den Regenschirm verbrannt hast Du!“

Und ganz wüthend hielt sie ihm das kleine kreisrunde Brandloch vor das Gesicht.

Er war fassungslos.

„Ja, ja, was ist denn das? Ich weiß nicht, ich habe nichts gemacht, wahrhaftig nicht! Ist es denn auch wirklich mein Regenschirm?“

Sie schrie:

„Ja, Du wirst wohl Dummheiten im Bureau damit gemacht haben; Du hast ihn aufgemacht und herumgezeigt.“

Er antwortete:

„Ich hab' ihn nur ein einziges Mal aufgemacht, um zu zeigen, wie gut er war; weiter nichts, wahrhaftig weiter nichts.“

Aber sie zitterte vor Wuth und machte ihm eine jener ehelichen Szenen, welche einem friedfertigen Mann den Herd seines Hauses fürchterlich machen, wie ein Schlachtfeld, wo die Kugeln nur so herumfliegen.

Sie schnitt aus dem alten Schirm ein Stück Seide aus und flicke damit das Loch, aber die Farbe paßte nicht; und am andern Tag schob Dreille los, ganz niedergeschlagen, seinen gestickten Schirm unterm Arm. Er stellte ihn in den Ständer und dachte nur noch mit einem gewissen Gruseln an die Geschichte.

Aber kaum war er wieder zu Hause, da riß ihm seine Frau den Regenschirm aus den Händen und machte ihn auf; und richtig wieder etwas und diesmal nicht auszubessern; er war mit kleinen Löchern besät, welche offenbar hineingebrannt waren, wie wenn Jemand glühende Tabaksasche darüber geschüttet hätte.

Sprachlos starrte sie den Schirm an; sie brachte kein Wort über die Lippen. Auch er sah ihn an bestürzt, verblüfft, entsetzt.

Dann schauten sie sich ins Gesicht; dann sah er zur Erde; dann warf sie ihm den Schirm an den Kopf; dann schrie sie:

„Du Kanaille! Das hast Du gethan! Aber Du sollst ihn bezahlen! Du sollst nie wieder einen kriegen.“

Und die ehelichen Freuden begannen von Neuem. Nach einer stürmischen Stunde konnte er endlich sich ausdrücken; er betheuerte, daß er von nichts was wußte; daß das nur ein Racheakt sein konnte.

Es klingelte. Es war ein Freund, der bei ihnen speisen sollte.

Frau Dreille legte ihm die Sache auseinander. Einen neuen Regenschirm kaufen — nein, das stand fest, ihr Mann kriegte nie einen wieder.

Der Freund warf besonnen ein:

„Aber, gnädige Frau, dann verdirbt er seine Kleider!“

Die kleine Frau antwortete in ihrer Wuth:

„Dann nimmst er einen Küchenschirm, ich kaufe keinen neuen seidenen.“

Aber das war Herrn Dreille doch zu viel:

„Dann nehme ich meinen Abschied. Mit einem Küchenschirm gehe ich nicht ins Ministerium.“

Der Freund antwortete:

„Lassen Sie diesen doch neu überziehen, das kostet ja nicht zu viel.“

Frau Dreille stammelte ganz empört:

„Es kostet mindestens acht Franken, wenn man ihn überziehen läßt. Acht und achtzehn macht sechsundzwanzig! Sechszwanzig Franken für einen Regenschirm, das ist ja Verschwendung, das ist ja Verrücktheit!“

Der Freund hatte einen Einfall:

„Lassen Sie ihn doch von der Feuerversicherung bezahlen — die Versicherungen müssen ja verbrannte Gegenstände bezahlen, wenn der Schaden zu Hause passiert ist.“

Auf diesen Rath beruhigte sich die kleine Frau; sie dachte nach und sagte dann zu ihrem Mann:

„Morgen, bevor Du in Dein Ministerium gehst, sprichst Du im Bureau der Versicherung vor, läßt den Zustand Deines Regenschirmes feststellen und forderst das Geld.“

Herr Dreille war entrüstet:

„Niemals! Die achtzehn Franken sind verloren, das ist Alles. Davon sterben wir nicht.“

Und er ging am andern Tage mit einem Spazierstock. Es war zum Glück gutes Wetter.

Aber Frau Dreille konnte sich nicht zufrieden geben über ihre achtzehn Franken. Sie hatte den Regenschirm auf dem Tisch vor sich liegen und wendete ihn um und um, ohne zu einem Entschluß zu kommen.

Der Gedanke an die Versicherung kam ihr jeden Augenblick wieder, aber sie wagte es nicht, sich den spöttischen Blicken der Herren auszusetzen, welche sie empfangen, denn sie war schüchtern vor den Leuten; sie wurde bei jeder Kleinigkeit roth, war verlegen, wenn sie mit Unbekannten sprechen sollte.

Aber die achtzehn Franken, die achtzehn Franken! Sie wollte nicht mehr daran denken, aber es schmerzte, es schmerzte; was thun? Die Zeit verging und sie kam zu keinem Entschluß. Aber mit einem Mal war sie entschieden.

„Ich gehe, wir wollen doch einmal sehen!“

Sie mußte erst den Regenschirm zurichten, damit der Schaden vollständig war und zu ihren Gründen paßte. Sie brannte zwischen den Fischbeinen ein handgroßes

Loch hinein, rollte ihn zusammen, schnürte ihn mit dem Gummiband zu, nahm Hut und Umhängetuch und ging eilends nach der Rue de Rivoli, wo das Versicherungs-Bureau war.

Aber je näher sie kam, desto langsamer wurden ihre Schritte. Was sollte sie sagen? Und was würde man ihr antworten?

Sie sah zu den Hausnummern auf. Es waren nur noch achtundzwanzig, sie konnte sich noch überlegen; sie ging immer langsamer und langsamer. Mit einem Male stand sie vor der Thür, über der die Firma in Goldbuchstaben stand. Schon! Sie blieb eine Sekunde stehen; sie war ängstlich; sie genirte sich, sie ging vorüber und kam noch einmal zurück.

Endlich sagte sie sich:
„Nur zu, nur zu! Lieber zu früh als zu spät.“

Während sie in das Haus trat, fühlte sie, wie ihr das Herz klopfte.

Es ging ein Herr vorbei, der Papiere unterm Arm trug. Sie blieb stehen und fragte leise und furchtsam:

„O, entschuldigen Sie, könnten Sie mir wohl nicht sagen, wo man sich hier die verbrannten Sachen bezahlen läßt?“

Er antwortete mit einer tiefen Bassstimme:
„Rechts vorne.“

Zuerst hatte sie wieder Angst und sie hatte Lust umzukehren, nichts zu sagen und ihre achtzehn Franken laufen zu lassen. Aber achtzehn Franken! Sie wurde wieder muthig und ging hin.

Born bemerkte sie eine Thür; sie klopfte. Eine helle Stimme rief:

„Herein!“

Sie trat ein und fand sich in einem großen Zimmer, wo drei Herren standen und mit einander sprachen.

Einer fragte sie:
„Was wünschen Sie, gnädige Frau?“

Sie fand die Worte nicht recht und fing an zu stottern:

„Ich komme . . . ich komme wegen einem Unfall.“

Der Herr zeigte auf einen Stuhl:
„Bitte, setzen Sie sich einstanten; ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung.“

Dann wendete er sich wieder den beiden Anderen zu und sprach weiter.

„Die Gesellschaft will Ihnen nur vierhunderttausend Franken auszahlen. Die hunderttausend Franken, die Sie mehr verlangen, können wir Ihnen nicht zugestehen. Auch die Schätzung . . .“

Der Eine der Beiden unterbrach ihn:
„Genug, das Gericht wird entscheiden. Es bleibt uns nichts übrig, als uns zu empfehlen.“

Sie grüßten steif und gingen.

Ach, wenn sie doch hätte mit ihnen gehen können; sie hätte es gethan, sie wäre fortgelaufen und hätte alles gelassen. Aber konnte sie denn?

Der Herr kam auf sie zu und fragte:
„Was steht zu Befehl, gnädige Frau?“

Sie brachte die Worte kaum über die Lippen:
„Ich komme deswegen.“

Der Direktor sah ganz erstaunt auf das Ding nieder, das sie ihm entgegenhielt.

Sie versuchte mit zitternden Fingern das Gummiband aufzulösen; es gelang ihr erst nach einigen Anstrengungen; zuletzt öffnete sie das Gestell mit einem Schlag.

Der Mann bemerkte mitleidig:
„Er scheint übel zugerichtet.“

Sie erklärte zögernd:
„Er hat zwanzig Franken gelostet.“

Er erstaunte.

„Donnerwetter, ja!“

„Ja, aber er war auch ganz ausgezeichnet. Ich möchte, daß Sie seinen Zustand feststellen.“

„Gewiß, ich sehe; natürlich; aber ich weiß nicht, was ich damit soll.“

Sie wurde unruhig. Vielleicht bezahlte diese Gesellschaft gar keine kleinen Gegenstände; sie sagte:
„Ja . . . er ist ja verbrannt.“

Das sah der Herr auch ein:
„Gewiß, natürlich.“

Sie wußte nicht mehr, was sie sagen sollte; aber plötzlich erinnerte sie sich und erzählte hastig:
„Ich bin Frau Dreille. Wir sind hier versichert; und ich möchte mir den Schaden hier ersetzen lassen.“

Sie fügte noch gleich hinzu, damit sie nicht endgültig abgewiesen würde:
„Ich verlange nur die Reparatur.“

Der Direktor war ganz verblüfft.

„Aber, gnädige Frau, wir handeln doch nicht mit Regenschirmen, mit solchen Reparaturen können wir uns nicht befassen.“

Die kleine Frau fühlte, wie ihr der Muth wieder kam. Sie mußte kämpfen; nun gut, sie würde schon kämpfen! Sie hatte keine Furcht mehr, sie sagte:
„Ich verlange nur das Geld für die Reparatur. Ich will die Sache schon selbst befragen.“

Der Herr wurde noch verwirrt.

„Ja, ja, gnädige Frau, das ist ja richtig; aber sehen Sie, für solche Kleinigkeiten verlangt man meistens von uns keinen Ersatz; wir können doch nicht alle Taschentücher, Handschuhe, Bürsten, Hausschuhe ersetzen — alle die Kleinigkeiten, die jeden Tag verbrennen können.“

Der Jörn übermannte sie und und sie wurde roth. „Ja, was meinen Sie, wir haben im Dezember ein Feuer gehabt, das uns allermindestens fünfhundert Franken Kosten verursacht hat. Mein Mann hat nichts verlangt von der Gesellschaft, also können Sie mir auch jetzt meinen Regenschirm bezahlen.“

Der Direktor merkte die Lüge und sagte lächelnd: „Sie werden doch zugeben, gnädige Frau, daß es sehr sonderbar ist, wenn Herr Dreille für einen Schaden von fünfhundert Franken nichts verlangt, und jetzt fünf oder sechs Franken Reparaturkosten für einen Regenschirm haben will.“

Aber sie ließ sich nicht irre machen. „Ja, die fünfhundert Franken mußte auch mein Mann bezahlen, aber diese achtzehn Franken, das ist meine Sache, und das ist denn doch ein kleiner Unterschied.“

Er sah, daß sie sich nicht aus dem Konzept bringen ließ und daß er den ganzen Tag mit ihr hindringen könnte. Er ergab sich.

„Bitte, theilen Sie mir mit, wie sich der Unfall ereignet hat.“

Sie merkte, daß sie gestutzt hatte und begann zu erzählen:

„Ja, das ist so gekommen. Ich habe im Korridor einen Ständer aus Bronze für die Stöcke und Schirme. Also vorgestern, wie ich nach Hause komme, stelle ich den hier außerhalb hin, und gerade darüber befindet sich ein Brettchen, auf dem Licht und Streichhölzer stehen. Ich streiche eins an; es versagt; ich streiche noch eins an, es brennt an und geht gleich wieder aus; jetzt streiche ich wieder eins an, wieder dieselbe Geschichte.“

Der Direktor machte einen Witz: „Aha, es waren Monopolstreichhölzer!“

Sie verstand ihn nicht und fuhr fort:

„Ja, kann wohl sein. Das ist immer so, erst das Bierte brennt. Nun, ich stecke mein Licht an und gehe auf meine Stube und lege mich zu Bett; aber nach einer Viertelstunde, da ist es mir doch so, als ob es brenzlich riecht; ich habe immer eine Heidenangst vor dem Feuer. Ja, wenn wir einmal ein Malheur haben sollten, an mir liegt's nicht. Seit dem Feuer, von dem ich Ihnen erzählt habe, bin ich halbtot vor Angst. Ich stehe also auf, ich gehe hinaus, ich suche, ich schnüffle überall wie ein Jagdhund, und schließlich merke ich, daß mein Regenschirm brennt. Wahrscheinlich war ein Streichholz hineingefallen. Sie sehen, wie er jetzt aussieht.“

Der Direktor hatte sich entschlossen; er fragte: „Wie hoch schätzen Sie denn Ihren Verlust?“

Sie antwortete nicht gleich; sie mochte keine feste Summe angeben. Schließlich sagte sie großmütig:

„Lassen Sie ihn selber machen, ich verlasse mich auf Sie.“

Er lehnte ab. „Nein, gnädige Frau, das geht nicht. Sagen Sie, wie viel Sie verlangen.“

„Aber... ich glaube... sehen Sie, ich möchte nicht verdienen bei Ihnen. Ich will Ihnen etwas sagen, ich trage meinen Regenschirm zu einem Schirmmacher und lasse ihn wieder überziehen, mit guter Seide und dauerhafter Seide und bringe Ihnen die Rechnung; geht das?“

„Gewiß, gnädige Frau, natürlich. Hier haben Sie die Anweisung auf die Kasse.“

Und er gab Frau Dreille eine Karte. Sie nahm sie, dankte, stand auf und ging hinaus; sie war froh, wie sie draußen war, er hätte sich ja noch anders besinnen können.

Sie ging jetzt ganz vergnügt die Straße hinunter und suchte einen Schirmladen, der ihr elegant genug erschien. Als sie einen gefunden hatte, trat sie ein und sagte mit fester Stimme:

„Hier haben Sie einen Regenschirm mit Seide zu überziehen; aber gute Seide; nehmen Sie von der besten, die Sie haben; auf den Preis kommt's mir nicht an.“

Die soziale Lage der Fabrikarbeiter.

(Schluß.)

D. Z. Bei den Lohnerhebungen wurden die Zigarrenarbeiter ausgeschlossen, wodurch sich die Zahl der in dieselben einbezogenen Arbeiter auf 9231 reduziert, wobei Werkführer und Werkmeister nicht inbegriffen sind. Die Lohnstatistik wurde angefertigt auf Grund der von den Fabrikanten geführten Lohnbücher, der für die Berufs-genossenschaften erstellten Lohnlisten und der von den Arbeitern erhaltenen Auskünfte. Das Mittel der Arbeitslöhne liegt für männliche und weibliche Arbeiter zusammen genommen zwischen 18 und 19 Mark in der Woche, was einem Jahresverdienst von 936—988 Mark entspricht. In dieser Gesamtgruppierung sind jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen inbegriffen. Der Durchschnittsverdienst der über 16 Jahre alten männlichen Arbeiter allein würde sich erheblich höher stellen. Was nun bei sämtlichen Arbeitern die Befragung der einzelnen Lohnklassen betrifft, so enthalten diejenigen unter 6 Mark, welchen fast nur jugendliche Arbeiter und einzelne Arbeiterinnen angehören, nur 3,6 pCt. der Gesamtzahl. Auch die Klassen bis zu 12 Mark sind nur schwach besetzt. Unter

12 Mark verdienen überhaupt nur rund 19 pCt. sämtlicher Arbeiter. Dann kommt eine ziemlich gut besetzte Lohnklasse von 12—15 Mark mit 10,7 pCt. der Gesamtzahl. Das Gros der Arbeiter, nämlich 49,8 pCt., gehört aber den drei Klassen von 15—24 Mark Wochenverdienst an. Von da ab folgt in der Stärke der Besetzung wieder eine Abnahme. Es verdienen aber doch zusammen 20,4 pCt. sämtlicher Arbeiter mehr als 24 Mark in der Woche, nämlich 13,6 pCt. in zwei Gruppen 24 bis 30 Mark und 6,7 pCt. über 30 Mark, davon 1,32 pCt. über 35 Mark wöchentlich. Da 30 Mark etwa einem Jahresverdienst von 1550 Mark und 35 Mark einem solchen von 1820 Mark entspricht, so giebt es eine ziemlich große Zahl, nämlich 618 Arbeiter, welche mehr als die erstgenannte Jahressumme haben. Wenn man einen Wochenverdienst von weniger als 15 Mark als niedriger, einen solchen von 15—24 Mark als einen mittleren und einen solchen über 24 Mark als einen hohen bezeichnet, so gehören diesen drei Gruppen an 29,8 pCt., 49,8 pCt. und 20,4 pCt. sämtlicher Arbeiter, oder in absoluten Zahlen für den Umfang der erhobenen Individuallöhne 2750, 5602 und 1879 Arbeiter. Die Lohngruppierung der Arbeiter nach dem Geschlecht zeigt, daß von den männlichen Arbeitern 20,9 pCt. in der niederen, 56,2 pCt. in der mittleren und 22,9 pCt. in der hohen Lohnklasse rangieren, während bei den Arbeiterinnen die entsprechenden Zahlen 99,2, 0,7 und 0,1 pCt. sind, oder genauer 5,38 pCt. der Arbeiterinnen verdienen 12—15 Mark, 12,38 pCt. 10—12 Mark, 27,45 pCt. 8—10 Mark und 43,96 pCt. 6—8 Mark pro Woche. Von den obigen 99,2 pCt., wenigstens relativ niedriger bezahlten Arbeiterinnen sind demnach über 70 pCt. in geradezu kümmerlichem Volgne.

Strafen und Abzüge spielen in unserem Erhebungsgebiet nur eine untergeordnete Rolle. Fast die Hälfte der Fabriken spricht überhaupt keine Geldstrafe aus und macht keine Abzüge, wenigstens haben sie dies in dem der Erhebung zu Grunde gelegten Jahre (1890) nicht getan. Etwas mehr als die Hälfte der Fabriken macht von der ihnen nach der Arbeitsordnung zustehenden Strafbefugnis Gebrauch, sie thut dies aber nur in sehr mäßigen Grenzen. Von den in die Lohnstatistik einbezogenen 47 Fabriken macht nur in zweien die Summe der verhängten Strafen und der Abzüge auf die Arbeitsschicht $\frac{1}{10}$ Pfennig aus. Freilich erreichen dieselben in einer dieser Fabriken bei über 1200 Arbeitern doch die Gesamtsumme von 3107 Mark.

Zur Untersuchung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterfamilien und der Unverheirateten wurden 50 Familien ausgewählt, von denen 25 in der Stadt und die andere Hälfte auf dem Lande wohnen. Zur Vervollständigung des Bildes wurden außerdem noch die Verhältnisse von 30 Personen erhoben, welche nicht Familienhäupter sind und welche entweder einzeln oder in der Familie ihrer Eltern leben. In beiden Fällen können die Verhältnisse ein gewisses Interesse beanspruchen, da sie sowohl Aufschlüsse über Verdienst, Verbrauch und Lebensweise solcher einzelner meist jüngerer Leute als andererseits ein Bild davon geben, welche Stütze viele Familien an ihren in Fabriken arbeitenden Kindern haben.

Die Haushaltungstabellen der 50 Familien bieten im Allgemeinen kein lichtvolles Bild, trotzdem wir in den lohnstatistischen Angaben nicht die schlechtestsituierte Arbeiterschaft kennen lernten. Die meist mit vielen Kindern gesegneten Arbeiterfamilien haben schwer zu kämpfen, um sich redlich durchzuschlagen, und eine Erleichterung tritt erst dann ein, wenn die Kinder in erwerbsfähiges Alter treten und mit ihrem Verdienst das elterliche Einkommen einigermaßen erhöhen können. Dabei zeigt sich durch die Thatfachen und im Gegensatz zu den verkleinernden Phrasen der herrschenden Klassen über die „Zuchtlosigkeit der jugendlichen Arbeiter“, daß selbe dem Elternhause treu bleiben und die Familie durch Abgabe ihres Lohnes unterstützen. Dies zeigt sich gleich bei der ersten Familie auf den Tabellen. Der in einer Zementfabrik als Mäler thätige Arbeiter hat Frau und 6 Kinder, letztere im Alter von $2\frac{1}{2}$ —21 Jahren. Des Vaters Wochenverdienst beträgt 21 Mark, der Sohn liefert 9 Mark und die beiden 14 und 16 Jahre alten Töchter 20 Mark, ab, so daß die gesammte Wocheneinnahme 50 Mark beträgt (pro erwerbende Person 12,50 Mark). Die Wohnung besteht aus 3 Zimmern und Küche und Zubehör. Sonntags wird zusammen $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch gegessen. In der Woche zweimal $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch oder Wurst. Im Uebrigen besteht die Nahrung aus Brod, Kartoffeln und Mehlspeisen. Die Zwischenmahlzeiten sind fast ausnahmslos Kaffee. Kommt gerade aus. Die Schulden bestehen nur in dem, was von einem Zahltag zum andern auf Kredit entnommen wurde. Gält seine Lage jetzt für erträglich. Ehe die Kinder mitverdienten, ging es sehr knapp zu und es mußte oft sehr an der Nahrung abgebrochen werden. Ein Maschinenschlosser, der Frau und 3 Kinder hat, verdient 34—50 Mark und sein 15jähriger Sohn, der auf dem technischen Bureau der Fabrik beschäftigt, 5 Mark wöchentlich. Die Familie bewohnt 2 Zimmer, Kammer und etwas Zubehör für 23 Mark im Monat. Es wird täglich $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch gelocht. Die Ernährung ist genügend. Erträgt angeblich wenig. Giebt an, für persönliche Ausgaben, Bier u. s. w. sehr wenig zu gebrauchen. Ein geordnetes Hausweien, auch wenn noch so sparsam geführt, zehre wegen der hohen Miethe und Lebensmittelpreise auch einen guten Verdienst auf. Hat 590 Mark auf der Sparkasse Mannheim.

Ähnlich, zum Theil viel ungünstiger, liegen die

Verhältnisse bei den übrigen Arbeiterfamilien. Trotz der regelmäßigen Beschäftigung der erwerbenden Familienglieder ist es kaum möglich, etwas zu ersparen; es haben denn auch die 25 städtischen Familien zusammen nur etwa 2400 Mark auf den Sparkassen.

Von den ländlichen Arbeiterfamilien sei hier die eines Tagelöhners in einer Asbestfabrik erwähnt. Er hat Frau und 3 Kinder und verdient pro Woche 16 Mark. Die Frau geht auf Arbeit und verdient wöchentlich 6,60 Mark, so daß die Gesamtwocheneinnahme 22,60 Mark beträgt. Die Familie wohnt in Sedenheim, wohin Mann und Frau für je 70 Pf. in der Woche Abends zurückkehren. Bewohnt 1 Zimmer ohne Küche für 80 Mark im Jahr. Der Mann erzielt seinen Verdienst nur dadurch, daß er täglich 2—3 Stunden über die regelmäßige Arbeitszeit arbeitet. Nur Sonntags wird $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch gelocht. Im Uebrigen wird nur von Kaffee, Kartoffeln und Brod gelebt. Als Mittagessen wird Essen vom Abend vorher mitgenommen. Die Frau ist diesen Sommer zum ersten Male auf Arbeit gegangen, weil die Einnahmen nicht reichten. Im Winter bleibt sie wieder zu Hause, weil der seitherige Zustand wegen der Kinder nicht geht. Es wird dann auf das Knappste gelebt werden müssen.

Ein Tagelöhner in einer Asbestfabrik, der Frau und 4 Kinder hat, verdient wöchentlich 20 Mark, die er aber nur dadurch erwirbt, daß er eine tägliche Ueberarbeit von 5 Stunden zur Beforgung der Beleuchtung in der Fabrik verrichtet und der Erste und Letzte am Platze ist. Die Familie wohnt in Raubach bei Erbach im Odenwald, wohin der Mann jeden zweiten Samstag zurückkehrt. Preis des Retourbilletts 2,30 Mark. Hat von der Bahnstation noch 3 Stunden zu gehen. Der Mann hat in Mannheim Kost und Wohnung für $7\frac{1}{2}$ Mark in der Woche ohne Zwischenmahlzeiten. Für die Familie bleibt 7—8 Mark in der Woche übrig. Die Familie schlägt sich hiermit und mit dem kleinen Ertrag des Feldes gerade durch.

Der kleine landwirtschaftliche Betrieb spielt bei den auf dem Lande lebenden Arbeiterfamilien des Untersuchungsgebietes keine große Rolle. Die Reigung bei den Arbeitern hierzu wäre wohl vorhanden, allein sie müssen als „Fremde“ unter den ungünstigsten Verhältnissen existieren und verfallen dem rücksichtslosen Egoismus der einheimischen Bevölkerung. Außerdem fehlen den zur Miethe wohnenden Arbeitern alle für den landwirtschaftlichen Betrieb erforderlichen Nebenräume und das Gefühl der Existenzsicherheit.

Nun die lebigen Arbeiter. Ein 27jähriger Ofenarbeiter in einer Thonwarenfabrik hat einen wöchentlichen Verdienst von 21,40 Mark. Er verbraucht 9 bis 11 Mark pro Woche in der Kantine. Benutzt den Schlafsaal der Fabrik und nimmt seine sämtlichen Mahlzeiten in der Kantine. Verbraucht den ganzen Verdienst für sich, hat keine Ersparnisse. Eine 40jährige Maschinenaarbeiterin in einer Federnfabrik verdient 8 Mark wöchentlich. Hat ein Zimmer für 8 Mark monatlich gemiethet. Bereitet sich ihr Essen selbst, lebt meist von Suppe, Kartoffeln und Kaffee und Brod. Giebt an, bei der größten Sparsamkeit gerade auszukommen. Die meisten Arbeiterinnen verdienen weniger, gerade nur das Kostgeld, so daß anzunehmen sei, daß sie für ihre übrigen Bedürfnisse durch Prostitution aufkommen. Eine 29jährige Arbeiterin in einer Asbestfabrik verdient 8,40 Mark wöchentlich und giebt davon 1,50 Mark pro Woche für Wohnung und stellt sich die Kost selbst. Kann hierfür nur 3—3,50 Mark anwenden. Ist Mittags nur einen Teller Suppe für 10 Pf. in einem Kosthause, lebt im Uebrigen von Kaffee und Brod. Erzielt ihren Verdienst nur durch 14stündige Arbeitszeit. Die Bezahlung ist 10 Pf. für die Stunde.

Hierher, auf die Quelle der Prostitution, sollten die vernünftigen Vorkämpfer für Hebung der öffentlichen Sittlichkeit ihre Aufmerksamkeit und ihre Thätigkeit wenden. Gegen die schamlose und vampirartige Ausbeutung der armen Arbeiterinnen durch das Kapital sollte sich die so geräuschvoll inszenierte moralische Entrüstung der oberen Tausend wenden, hier sollte der Hebel zur Besserung unser sozialen und sittlichen Verhältnisse eingesetzt werden. Freilich ginge es da dem System auf den Leib — und das könnten nur die Sozialdemokraten wollen.

Im Großen und Ganzen findet Herr Wörishoffer die Ernährung der in Betracht kommenden Arbeiter befriedigend, dagegen sind die Wohnungsverhältnisse schlimm und bedürfen dringend einer Aenderung. Betreffs der Gesundheitszustände ergiebt die Untersuchung, daß auch in Mannheim die Lungenleiden als Krankheits- und Todesursachen überwiegen. Die Uebersicht über die Gewerksvereine und Fachvereine der Arbeiter ergiebt ein für uns recht unbefriedigendes Resultat. Nur ein kleiner Bruchtheil der Arbeiter ist gewerkschaftlich organisiert.

Das Wörishoffer'sche Buch, das sich durch Objektivität und Gründlichkeit auszeichnet, fördert nicht bloß die Kenntniß der Arbeiterverhältnisse, sondern auch das Verständnis für die soziale Frage. Den offiziellen Machern der deutschen „Sozialreform“ ist das Studium dieses wertvollen Buches besonders dringend zu empfehlen, da es sehr geeignet, sie über die völlige Unzulänglichkeit der so sehr gepriesenen sozialpolitischen Gesetzgebung zu belehren.

Eine sozialpolitische Entdeckungsfahrt.^{*)}

(Paul Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter.)

I.

Kühne Forschungsreisende, die es unternehmen, das Innere von Arabien oder Marokko unter Gefahren, Mühen und Entbehrungen zu durchstreifen, um unsere Kenntniss dieser Länder und ihrer Kultur zu mehren, hier die Lage eines Berges auf der Karte festzustellen, dort eine alte Inschrift abzuklaffen, oder bis ins Innerste mohamedanischer Heiligthümer einzudringen und die Zeremonien vor dem schwarzen Stein der Kaaba zu belauschen — solche Männer thun gut daran, vor dem Eintritt in die fremde Welt den europäischen Menschen abzulegen, Trachten, Sitten und Lebensweise des Mittelmannes anzunehmen und erst dann, wenn sie gelernt haben sich in einen Burnus zu drapieren und die Regeln kennen, die das Leben in Belt und Moschee beherrschen, mit der Ausführung ihres kühnen Unternehmens zu beginnen.

Eine eben so verdienstvolle, wenn auch nicht so gefährliche Entdeckungsfahrt als eine Reise ins Innere der Orientalischen Welt ist, hat im Sommer des vergangenen Jahres ein deutscher Kandidat der Theologie unternommen und eine ähnliche Travestie, wie sie für jene Forscher zur Nothwendigkeit wird, hat auch unser Entdeckungsfahrer mit sich vorgenommen.

„Anfang Juni des vorigen Jahres“, erzählt Göhre, „hängte ich meinen Kandidatenrock an den Nagel und wurde Fabrikarbeiter. Ein abgelegter Rock, ein ebensolches Bekleid, Kommissiefeln aus der Militärzeit, ein alter Hut und ein derber Stod bildeten meinen abenteuerlichen Anzug. Eine vielgerissene Umhängetasche fand sich dazu, die nöthigste Wäsche aufzunehmen und gab, ein Paar Schuhe und die vorchriftsmäßige Bürste oben aufgeschraubt, einen prächtigen „Berliner“ ab. So zog ich eines frühen Morgens in struppigem Haar und Bart als richtiger Handwörterbuchs mit klopfendem Herzen von daheim aus und bald darauf zu Fuß in das mit unbekannter Chemnitz ein. Hier in Chemnitz, dem Mittelpunkt der ausgebreiteten sächsischen Großindustrie, habe ich fast drei Monate unermüdet als einfacher Fabrikarbeiter und beinahe ohne jeden Verkehr mit Meinesgleichen gelebt, habe in einer großen Maschinenfabrik mit den Leuten täglich elf Stunden gearbeitet, mit ihnen gegessen und getrunken, als einer der Jüngeren unter ihnen gewohnt, die Abende mit ihnen verbracht, mich die Sonntage mit ihnen vergnügt und so ein reiches Material zur Beurtheilung der Arbeiterverhältnisse gesammelt.“

Göhre zieht auf seine Entdeckungsfahrt aus als ein warmer Freund der Arbeiter, durchdrungen von der Ueberzeugung, den Unterdrückten der heutigen Gesellschaft müssen Staat und Kirche zu Hilfe kommen; aber gleichzeitig erfüllt von dem Vorurtheil, da unten in den Bevölkerungsschichten, die das Reich der „heidnischen“ Sozialdemokratie bilden, gäbe es nichts zu beobachten, als wüste Rohheit, gemeine Unfittlichkeit, grobe, sinnliche „materialistische“ Begehrlichkeit und wüsten Haß gegen alle Kultur. Er kehrt von seiner Entdeckungsfahrt mit einem merkwürdigen Resultate zurück. Er hat von Allem, was er erwartet hatte, so ziemlich das Gegentheil gesehen und muß der Arbeiterschaft, unter der er gelebt hat, am Schlusse seines Buches das Zeugniß ausstellen, daß sie „relativ nicht unter dem sittlichen Niveau der Bourgeoisie“ steht. Wie weit die Einschränkung dieses „relativ“ und das ganze „nicht unter der Bourgeoisie“ berechnet ist, werden wir später aus den Details von Göhre's Bericht entnehmen. Hier konstatieren wir nur jenes Ergebnis mit Göhre's eigenen Worten und konstatieren ferner, daß das Zeugniß, welches Göhre für den Arbeiterstand ablegt, ein völlig unverdächtiges und unanfechtbares ist, da es ihm wieder sein Erwarten und wieder den ganzen Zusammenhang seiner Ueberzeugungen in religiösen und weltlichen Dingen von den Thatfachen abgerungen worden ist.

Jeder Leser, auch der noch so sehr im alten Märchen von den „neuen Barbaren“ befangene; wer noch so sehr von der Furcht einer zerstörenden Uebersfluthung beherrscht ist, mit der die stets höher schwellenden Wogen der Sozialdemokratie unsere Kultur bedrohen sollen, muß diesem Manne glauben. Denn Göhre steht in den Arbeitermassen, unter denen er sich bewegt, die Armeen der Sozialdemokratie, die willenlosen Werkzeuge in der Hand sozialdemokratischer Agitatoren, von den verruchten Schlingen jener Führer hilflos umstrickt. Die Sozialdemokratie selbst aber ist für ihn, trotz all seiner Arbeiterfreundlichkeit, der Inbegriff alles Bösen. Sie ist ihm vor Allem, wie er wörtlich selbst sagt, „eine heidnische Macht“ und deshalb in seinen, des Gottesstreiters, Augen ein Grauel. So lange er unter Arbeitern lebte, fühlte er sich in partibus infidelium. Er wandelt unter den Söhnen der Finsterniß und er allein schreitet im Lichte, daß er freundlich aber vergeblich auch ihnen spenden will. Deshalb überraschen ihn alle Züge von Menschlichkeit, von Kameradschaft, von Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, ja von Edelmut und Großherzigkeit, die ihm auf Schritt und Tritt im Lande der Heiden begegnen. Wie die Kirchenväter vor den Tugendlehren des Alterthums steht er rathlos vor den ihm unbegreiflichen Akten der Selbstverleugnung und widerwillig, aber um so überzeugender legt er Zeugniß ab von den Wundern, die das natürliche Licht allein bewirkt. Wir werden später sehen, wie wunderbar Göhre sich abmüht, die Thatfachen, die er zur hohen Ehre der Arbeiterschaft anführen muß, ihres Werthes zu kerauben; wie er auseinanderzusetzen trachtet: Dieser Idealismus, diese Redlichkeit und diese Solidarität seien eben nicht die rechten, weil ihnen jede höhere Weihe fehle; statt sich mit dem

Paulinischen Worte zu begnügen: „Die Heiden, die das Gesetz nicht haben, thun doch nach dem Gesetz“.

Es war Göhre natürlich nicht möglich in eine andere Stellung als die eines Handlangers, also in die unterste Klasse der Arbeiter einzutreten, da ihm die technische Vorbildung zu anderen Stellungen mangelte. Auch war dies für seinen Zweck gleichgültig, da ihn seine Arbeit mit allen Mitarbeitern in der Fabrik in Berührung brachte.

Dagegen wäre es vielleicht besser und wohl auch ausführbar gewesen, in eine andere als gerade in eine Maschinenfabrik einzutreten. Göhre warnt in seiner Vorrede gewissenhaft davor, die von ihm gefundenen Ergebnisse zu sehr zu verallgemeinern. Er spreche nur von sächsischen Industriearbeitern. Bekanntlich gehört das Königreich Sachsen zu den in jeder Beziehung fortgeschrittensten und zivilisirtesten Ländern Europas. Will man also, was Göhre von seinen Erfahrungen mittheilt, auf andere Länder übertragen, so wird man immerhin erst einen Bruchtheil zu Gunsten des ursprünglichen Beobachtungsorts abziehen müssen. Ein zweiter Abzug wird nun aber allerdings noch zu Gunsten der Maschinenbauer zu machen sein, welche bekanntlich überall zu den bestgezahlten und best disziplinierten Arbeitern, dabei zu den tüchtigsten und erfolgreichsten Organistoren gehören.

Göhre theilt das Buch, in welchem er uns die um den Preis so schwerer Mühen errungenen Ergebnisse seines Unternehmens, die lange Reihe seiner hochinteressanten, von so ungewöhnlich günstigem Standpunkte angestellten Beobachtungen mittheilt, in acht Abschnitte ein, die er: „Mein Weg“, „Die materielle Lage meiner Arbeitsgenossen“, „Die Arbeit in der Fabrik“, „Die Agitation der Sozialdemokratie“, „Soziale und politische Gesinnung meiner Arbeitsgenossen“, „Bildung und Christenthum“, „Sittliche Zustände“, „Ergebnisse und Forderungen“, überschreibt. Nachdem er im ersten Kapitel das Persönliche seines Unternehmens anziehend und ohne jedes selbstgefällige weitere Ausmalen seiner Beschwerden geschildert hat, geht er im zweiten zur Darstellung des Gesehenen über. Das zweite Kapitel enthält die Wahrnehmungen, welche Göhre über die Lohnverhältnisse und die Ausgabenwirtschaft seiner Arbeitsgenossen gemacht hat.

Hier muß man sich vor Augen halten, daß die Arbeit des Maschinenbauers an die Muskelkraft sehr hohe Anforderungen stellt und deshalb gebieterisch eine reichliche Ernährung fordert, vor Allem aber, daß der Maschinenbauer (mit wenigen anderen Kategorien von Arbeitern) eben eine ganz exzeptionelle Stellung einnimmt. Man vergleiche z. B. Göhre's Angaben über Arbeitslohn mit denen des königlich sächsischen statistischen Bureau's über Arbeitslöhne in der sächsischen Textilindustrie (f. Conrad u. Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, 709, ff.), um sich eine richtige Anschauung von der durchschnittlichen Lebenshaltung der deutschen Arbeiter zu bilden.

Göhre giebt den Satz des Wochenlohnes in der Fabrik, in der er arbeitete, für einen gewöhnlichen (ungelernten) Handarbeiter — als welcher er selbst eintreten mußte — mit 12—15 Mark an (sein eigener Lohn als eines Anfängers war noch geringer, 11 Mark). Ein gelernter Maschinenhelfer verdiente 15—21 Mk. wöchentlich; dagegen erzielten die Affordarbeiter bedeutend höhere Löhne: Hobler im Durchschnitt bis zu 25, Dreher von 20—30, „Stoßer“ und Bohrer 20, 30 und 35, einzelne bis 40 Mark in der Woche. Zum Vergleiche diene, daß nach den Ermittlungen der Berliner städtischen Gewerks-Deputation im Mai 1887 der Maximallohn für im Afford arbeitende Berliner Maschinenbauer 34,20 Mark betrug gegen 20,10 Mark im Zeitlohn. Zur Kontrolle von Göhre's Angaben mag ferner herangezogen werden, daß nach der 3. Schmitz'schen Zusammenstellung über den Taglohn ungelerner Arbeiter in allen Theilen Deutschlands, dieser in letzterer Zeit in Chemnitz durchschnittlich 200 Pfennige pro Tag beträgt. Es muß auch erwähnt werden, daß die obigen Löhne bei sinkender Konjunktur wegen gefährdeter Wirkung der Mac-Kinley-Bill gezahlt wurden. Göhre zieht aus den obigen Zahlen einen Durchschnitt, giebt, da eben die niedriger gelohnten Arbeiter an Zahl weit überwiegen, als mittleren Verdienst eines Maschinenbauers 80 Mark im Monat an und sagt: „Aus alledem geht hervor, daß von Noth unter dieser Arbeiterklasse nicht die Rede sein kann.“ „Jedenfalls“, fügt er jedoch selbst hinzu, „ist sie eine der verhältnismäßig bestgestellten und konsumtionskräftigsten unter der gesammten sächsischen Arbeiterschaft.“

Dieser Durchschnitt hat aber für die Beurtheilung der Sachlage nur einen sehr problematischen Werth. Die vielen Einzelnen, die tief unter diesem Durchschnitt stehen, sinken, namentlich wenn sie zahlreiche Familien zu ernähren haben, bis unter das Minimum einer menschenwürdigen Existenz herab. Einzelne suchen ihr unzureichendes Einkommen zu verbessern, indem sie nach 11stündiger Tagesarbeit am Feierabend noch mit Nebenarbeiten etwas zu verdienen trachten. Einer ist Abends Schneider, einer Kellner, einer Barbier. Ueberstunden in der Fabrik selbst gelten als besondere Gunst des Werkführers. In solchen Familien müssen natürlich auch Frauen und größere Kinder durch Erwerbsthätigkeit das Budget verbessern und namentlich wird das Halten von Schlafstellenmietnern und Mittagsgängern als Einnahmequelle benützt.

Göhre geht sodann zur Schilderung der Ausgabenwirtschaft über. Je nach der Höhe des in so weiten

Grenzen verschiedenen Arbeitslohnes und fast noch mehr je nach der Zahl der Personen, die von einem solchen Lohne leben müssen, treten uns hier die verschiedensten Bilder entgegen, von kleinbürgerlicher Behaglichkeit bis zu schweren Entbehrungen und nachtem Glend. Wenn wir uns immer vor Augen halten, daß wir es hier mit einer ganz exzeptionell günstig gestellten Arbeiterschaft zu thun haben, so wirken die letzteren Schilderungen um so erschütternder.

Auf allen Stufen aber ist die Wohnungsnoth groß, da auch der besser gestellte Arbeiter bekanntlich das Meiste zur Beschaffung der Nahrung verwenden muß. Die Wohnungspreise sind verhältnismäßig hoch und so ist der Wohnungsluxus, der einer günstig situirten Chemnitzer Arbeiterfamilie erreichbar ist, eine Wohnung, die aus 2 Zimmern, von denen eines zugleich als Küche dient, und einem Dachbodenraume besteht. „Das mag für ein junges Ehepaar, ohne oder mit wenigen Kindern, halbwegs genügen“, bemerkt Göhre, „fährt aber zu schweren Uebelständen, wenn die Familie weiterwächst und fremde Kost- und Wohnleute aufgenommen werden. Das war aber die Regel, weitaus die Meisten hatten eine Schaar Kinder, halten Schlafleute und Kostgänger.“ Daraus entstehen nun wahrhaft haarsträubende Wohnungszustände, wie sie sich freilich in allen Industriestädten „zivilisirter“ Länder wiederfinden: Der Luftraum eines Zimmers wird in einer gesundheitserstörenden Weise ausgefüllt und durch die erzwungene Nähe der Einzelnen wird jede Spur von behaglicher Selbstständigkeit unmöglich gemacht. Allembewohnen eines Zimmers ist natürlich hier unerhört, aber selbst Alleinbenutzen eines Bettes ist Ausnahme, und wie die Eheleute hier immer, so schlafen auch herangewachsene Geschwister selbst verschiedenen Geschlechts miteinander, fremde Schlafstellenmietner regelmäßig zu zweien und dreien in einem Bett.

Weniger traurige Schilderungen entwirft Göhre von der Art, wie sich der Chemnitzer Maschinenbauer ernährt. Ein größerer Theil wenigstens scheint in der Lage zu sein, sich die vom Beruf geforderte quantitativ reichliche Kost zu verschaffen, und in der Arbeiterklasse, in der Göhre selbst mit jungen unverheirateten Schloßlern, die zu den stärkeren Verdienern gehörten, seine Mittagsmahlzeit einnahm, war das Essen „reichlich und leidlich schmackhaft“. Aber für die schlechter gezahlten Kategorien von Arbeitern und namentlich die kinderreichen Familien steht auch hier die Sache schlimm. Ueber die Ernährungsweise der Arbeiter, die ihre Mittagsmahlzeit in ihrem Heim einnehmen, giebt uns Göhre nur einige Andeutungen nach Mittheilungen seiner Arbeitsgenossen, aus denen nur hervorgeht, daß Fleisch nur ganz ausnahmsweise auf ihrem Tische erscheint. Was Göhre selbst gesehen hat, das ist die Hauptmahlzeit jenes Theiles der Arbeiter, welche diese in der Fabrik selbst einnimmt, weil die oft stundenweite Entfernung von der Wohnung es ihnen unmöglich macht, zum Essen nach Hause zu gehen, und ihr Einkommen es ihnen nicht gestattet, ein warmes Mittagbrot bei Fremden zu bezahlen. „Diese begnügen sich meist mit einem gleichen kalten Imbiß, wie zum Frühstück und mit Kaffee, oder sie wärmen sich Tag für Tag das Gemüse, das die Mutter oder Frau am Abend vorher bereitet hat und das sie am Morgen in einem Blechkännchen mit in die Fabrik bringen.“ Göhre erklärt mit Recht eine solche Mahlzeit als ganz ungenügend für schwer arbeitende Männer und fügt hinzu: „Wenn ich in die Fabrik zurückkam und ihnen „gesegnete Mahlzeit“ wünschte, da kam es vor, daß einer das bitter abwehrte. Das sei keine Mahlzeit, am wenigsten eine gesegnete.“

Auch in der Kleidung der Leute macht sich begriffsicherweise der Unterschied der besser und schlechter Situirten geltend. Die Ersteren sind die Ledigen und Jüngeren, die für Niemand zu sorgen haben. Diese haben auch größere Eitelkeitsbedürfnisse; aber von dieser ganzen Arbeiterschaft behauptet Göhre, daß sie sich über ihre Verhältnisse gut kleidet. „Was sie dieser spezifisch sächsischen Neigung opfert, sparten sie sich dann am Essen ab.“ — Der Niederdeutsche, von dem Göhre wohl hier als Norm ausgeht, ist bekanntlich in Bezug auf gefällige Erscheinung außerordentlich anspruchslos.

In Folge der Enge des Zusammenlebens, in Folge der regelmäßigen Theilnahme von Nichtverwandten an Wohnung und Tisch des Arbeiters sei in „weiten Kreisen der großstädtischen Industriebewölkerung die überlieferte Form der Familie nicht mehr vorhanden.“ Diese Umgestaltung und Erweiterung der Hausgenossenschaft beklagt Göhre als Vertheiliger überlieferter Formen auf's Tiefste und es mögen hierin wirkliche, oft schwer empfundene Uebel liegen. Aber Göhre geht weiter, er beklagt auch

die Enge der Nachbarschaft, die Gemeinsamkeit der Korridore, auf denen die Kinder solcher Familien dauernd, fast wie Geschwister unter einander leben, das gegenseitige Sichausleihen von Hausgeräth, womit die kleinen Wirtschaften spärlich versehen sind und das einen kommunikativen Zug in diese Gemeinschaft bringt. Dazu tritt die Enge der Wohnungen, die die Menschen zur Thür hinaus, auf die Straße und in den Hof, in die besseren Zimmer der Nachbarn, in Kneipen und Versammlungen drängt.“

So ist es allerdings überall, wo Arbeiterfamilien in größeren Häusern gemeinsam wohnen, so aber auch überall in den kleinbürgerlichen Schichten großstädtischer Bevölkerung und es hat auch seine guten Seiten, daß es so ist. Diese Enge der Nachbarschaft, dieses gemeinsame Aufwachen und Spielen der Kinder, diese wechselseitige Hilfe von Nachbarin zu Nachbarin und dieses gemeinsame Klauern auf den Stufen der Hofstiege im Dämmer der Abendstunde ist eine gute Schule der Solidarität, die ein

^{*)} Mit einigen Kürzungen aus Bernerstorfer's „Deutschen Worten“.

mächtiges Band um die Genossen eines gleichen Schicksals schlingt. Wird damit auch oft Anlaß zu Zank und Streit gegeben, so zwingt die Nähe auch wieder, sich mit dem Nachbarn, der gleich mühselig und beladen ist, zu vertragen, und die Fähigkeit des Menschen, in Gesellschaft zu leben, ein „politisches Wesen“ zu sein, sich in ein Ganzes einzufügen, Eine für den Andern einzustehen, wird von Jugend auf durch mächtige Gewohnheit in jedem Einzelnen gestärkt. Hier hat die überraschende Solidarität der einzelnen Glieder, mit der die Sozialdemokratie auftritt, eine ihrer starken Wurzeln. Wie wird der Bourgeois, der hinter verschlossenen Türen, durch Vor- und Bierzimmer und meldende Diener gegen die Außenwelt verschützt, seiner Familie den Feldzug seiner Firma A gegen die Firma B erzählt, mit Seinesgleichen sich zu dauerndem Zusammenstehen so willig verbinden, wie der Arbeiter, der in der engen Gemeinschaft der modernen Arbeiterkaserne auch die gute Kameradschaft der Kaserne gelernt hat.

Deutscher Reichstag.

126. Sitzung. (Fortsetzung der Berathung der Krankentassennovelle.)

Zu den Paragraphen 21—52 liegen Anträge vor, dieselben werden jedoch fast unbedeutend angenommen.

127. Sitzung. (Fortsetzung.)

Die Berathung von § 55 griff zugleich auch auf § 26a zurück, wonach durch Kassenstatut verfügt werden kann, daß die ärztliche Behandlung nur von bestimmten Ärzten geleistet wird. Ein Antrag Auer will diese Bestimmung ganz streichen.

Abg. Wurm (Soz.-Dem.) meint, dieser § 55a sei überhaupt nur ein Verlegenheits-Paragraph; die Majorität des Hauses habe schon Gewissensbisse bekommen darüber, daß sie die Benennung bestimmter Ärzte beschlossen habe. Deshalb wolle sie hier der höheren Behörde Befugnis geben, die Zulassung noch weiterer Ärzte anzuordnen. Seine Partei wolle keine Otkroplung von Ärzten, denn otkroplte Ärzte genössen nicht das Vertrauen der Kranken. Auch schaffe man auf diese Weise eine neue Klasse von Proletariern, proletarisierte Ärzte. Bei solchem Zwangsärztsystem müsse der Arzt billigere Dienste leisten, als der Dienstmann. Mindestens ebenso schlimm sei der Apothekenzwang. Das einzig Richtige sei nur, daß Jeder sich seinen Arzt und seine Apotheke selber aussuche. Auch bei der freien Arztwahl spiele freilich der Fennig eine große Rolle, deshalb gebe es nur einen Weg: Verstaatlichung der Ärzte. Das jetzige System erwerbe sich keine Sympathien, wie der Staatssekretär meine, sondern nur Antipathien, denn auch mit den vorliegenden Paragraphen sage man wieder den Arbeitern: das Schlimmste ist für Euch gerade noch gut genug!

Abg. Hirsch (freis.) bittet, man möge jedenfalls die Illusion schwinden lassen, als ob der Arbeiter mit der ärztlichen Behandlung, wie sie jetzt in den Zwangskassen bestehe, zufrieden seien. Gerade die Arbeiter klagen über dieses System weit mehr noch, als die Ärzte. Und das sei kein Wunder, denn die Ärzte selber gäben zu: wie können wir bei dem Massenbesuch in unseren Sprechstunden anders als oberflächlich, maschinenmäßig, verfahren? Die einzige Hilfe bestünde in der freien Arztwahl. Könnte diese nicht erreicht werden, so solle man sich ihr doch möglichst nähern.

128. Sitzung.

Erste Lesung des Etats pro 1892/93 in Verbindung mit der ersten Lesung des Nachtrags-Etats pro 1891/92 für Helgoland und für Mehrkosten an Naturalverpflegung der Truppen.

Staatssekretär v. Mallesb. wirt zunächst einen Rückblick auf das Etatsjahr 1890/91, für welches die amtliche Uebersicht bereits vorliegt: Ueberschuß etwas über 15 Millionen Mark, während er seiner Zeit nur 10 Millionen in Aussicht gestellt habe (vor Jahresfrist), und an Ueberweisungen an die Einzelstaaten etwas über 80 Millionen; abzüglich etwas erhöhter Patrimonialumlagen stellte sich das Ergebnis für die Einzelstaaten etwa um 33 Millionen besser, als er vor Jahresfrist angenommen habe.

Für das laufende Jahr sei dagegen ein Defizit von 8 Mill. an eigenen Einnahmen des Reiches zu erwarten, nämlich eine Mehreinnahme von etwa 7 1/2 Mill. und eine Mehrausgabe von gut 15 Mill. Jenem Defizit von 8 Mill. stehe allerdings ein Mehr an Ueberweisungen an die Einzelstaaten vorausichtlich gegenüber. An den Mehrausgaben sei das Auswärtige Amt beteiligt mit etwa 1 1/2 Mill., zum Theil wegen der bekannten Vorgänge in Ostafrika. Der Hauptantheil der Mehr ausgaben, 13 Millionen, entfalle aber auf das Heer. Brod- und Fourage-Verpflegung werde für Preußen allein um etwa 6 Millionen steigen. Die Marine-Verwaltung sei an der Ausgaben-Ziffer mit etwa 1/2 Million beteiligt. Was die Ueberweisungen anlangt, so würden sie aus Zöllen und Tabaksteuer um etwa 68 1/2 Mill. steigen, aus Branntwein-Verbrauchsabgabe dagegen und aus der Stempelabgabe um 7 1/2 Millionen bzw. 1 700 000 Mark fallen; also ein Gesamt-Mehr an Ueberweisungen um nahezu 60 Millionen. Was nun den vorliegenden Etat 1892/93 anlangt, so werde an außerordentlichen Ausgaben eine erhebliche Summe mehr gefordert, an ordentlichen dagegen sei die Mehrforderung nur eine geringe, nur dreißig Millionen, sie beschränke sich auf das durchaus Notwendige. Die Forderungen, speziell für das Heer, ließen sich nicht zurückstellen. Es war in Folge dessen auch leider nicht möglich, die Aufbesserung der Gehälter weiter zu führen. Bei dem Reichsamt des Innern sei eine Mehrausgabe von 3 1/2 Millionen angefordert, hauptsächlich wegen der Invaliditäts-Versicherung. Sehr hoch seien, das gebe er zu, die Anforderungen an einmaligen Ausgaben.

Abg. Richter (fr.): Der Stimmung im Lande auch bei sehr weit rechts stehenden Deuten giebt ein dem Fürsten Bismarck nahestehendes Münchener Blatt Ausdruck, daß die Lage als eine verzweifelte schildert. In den letzten 24 Stunden erschien in einem freikonservativen Blatt ein Artikel eines preussischen Abgeordneten, der mich zum Erschrecken brachte — danach ist Herr v. Caprivi amtsmüde, es steht eine scharfe Wendung in der ganzen — ich hoffe nur inneren — Politik bevor. Ich hoffe, der Reichskanzler wird uns darüber Auskunft geben, was daran Wahres ist. Mich erschreckt besonders die Bemerkung, daß die heutigen Verhältnisse zu einem Vergleich mit den unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution bestandenem herausfordern; ich bin froh, daß dies in keinem freisinnigen Blatt stand, denn wie würde sonst in der Presse und auch wohl am Reglerungsstisch mit Bezeichnung wie „Vaterlandsverräter“ vorgegangen sein! Zu gleicher Zeit soll auch Herr Herrfurth's Gesundheit ungesund sein — merkwürdiger Weise gerade zu der Zeit, wo die Landgemeindeordnung durchgeführt werden soll! Die Lage ist ja eine sehr ernste, aber zu einem solchen Pessimismus sehe ich keinen Anlaß. Einen sehr unangenehmen Eindruck haben auf uns friedliche Männer in den letzten Tagen die gehässigen Aeußerungen der deutschen Presse gegen Rußland gemacht. Die konservativen Blätter thaten gerade so, als ob der

Reichskanzler dem russischen Minister gegenüber das Ansehen unseres Landes nicht genug wahre. Wir haben das vollste Vertrauen zum Reichskanzler, daß er der Würde und dem Ansehen des Reichs Keinem gegenüber etwas vergeben werde. Wir würden es mit Freuden begrüßen, wenn Rußland seine wirtschaftlichen Schranken gegen uns beseitigt. Möge unsere Regierung es in dieser Beziehung im rechten Augenblick an Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen. Redner verlangt dann noch „Sparjamkeit“ im Heer und Marine und spricht gegen die Kornzölle.

Reichskanzler v. Caprivi: Ich kann den Herren, die gewillt sind, zu glauben, daß ich amtsmüde bin, sagen, daß ich bei sorgfältiger Beobachtung meiner selbst bisher keine Spur davon bemerkt habe. Ich stehe hier auf die Weisung meines allergnädigsten Herrn und werde so lange stehen bleiben, wie es Seiner Majestät gefallen möge. Er verwahrt sich dann gegen die Ausführungen des Artikels im „D. W.“, wo der Regierung Schwanken vorgeworfen wird, jedoch in einer Tonart, die nicht so recht natürlich klingt, wie sie klingen soll. Jedenfalls ist mehr an der Sache, wie der Reichskanzler zugeben will. Für die Beunruhigung ist nun das geeignetste Gebiet das der auswärtigen Politik. Man kann sich da so schön graulen, oder doch graulich stellen. Da heißt es dann: wir wissen nicht, was die Regierung macht, aber es wird schon nicht gut sein, es kann das Schlimmste dahinter stecken. Die auswärtige Politik der Regierung ist eine sehr einfache. Ein Haupterforderniß auch in der auswärtigen Politik ist Wahrheit und Offenheit. Es ist ja nicht nöthig, daß man seine letzten Gedanken ganz und gar und alle Tage auf dem Präsenztisch herumträgt, aber es ist auch nicht nöthig, daß man alle Tage das Bestreben hat, andere zu täuschen. Eine günstige politische Konstellation in Europa macht es uns auch leicht, wahr und offen zu sein. Die Dinge sind sehr einfach verlaufen. Spottet dann über die Konjunkturpolitik, welche der Redue von Kronstadt eine so große Bedeutung beigelegt haben. Daß durch die Konstantinopel-Expedition dieser Krieg gegen zwei Fronten auch nur um eine Spur näher gerückt ist, glaube ich nicht. Es ist ja möglich, daß der Krieg gegen zwei Fronten einmal kommt; daß aber die Entree einen Grund abgeben könnte, sich mehr zu beunruhigen als bisher, das bestritte ich entschieden! Betont die friedlichen persönlichen Intentionen des russischen Kaisers — die allerdings nicht ausschlaggebend sind. Ich bin ebenso überzeugt, daß keine Regierung heutzutage wünschen kann, einen Krieg zu provozieren. Keine Macht hat ein so prononziertes Gewicht in der Weltlage, daß man mit leichtem Herzen sagen sollte, wir könnten jetzt einen Krieg beginnen. Das Bewußtsein, daß der kommende Krieg ein sehr ernsthaften Charakter annehmen würde, hat sich in der ganzen Welt verbreitet. Zum Schluß bespricht er die militärische Frage: Wir haben auch in diesem Jahre Mehrforderungen aufgestellt, und ich halte es nicht für unwahrscheinlich, wenn ich sage, daß ich den Ausbau der Armee nicht für abgeschlossen erachte. Man hat sich gewöhnt, Armeen nach der Zahl zu schätzen, und auch das ist wieder für Zeitungsschreiber und Leser ein bequemes Mittel. Für die Leistungen der Armee wird im Anfang immer die Qualität der Truppen entscheidend sein, und erst später kommt nach und nach die Quantität der Truppen zur Geltung. Ich glaube nicht, daß unter den lebenden Oberführern einer ist, der im Stande ist, diese Massen, mit denen zu rechnen man sich jetzt gewöhnt hat, zu bewegen und mit ihnen gemeinsam zu schlagen; namentlich aber, wenn man die Qualität dieser Massen sich ansieht.

129. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Nuhl (nt.): Der Etat liegt nicht erfreulich, wir haben sehr viele Schulden, trotzdem wird er aber mit einigem jungferlichen Sträuben doch alles bewilligen.

Abg. Hebel (Soz.): Nach dem Reichskanzler ist der Kaiser von Rußland von den allerfriedlichsten Absichten befeelt, und der Zweibund Rußlands und Frankreichs bezwecke im Grunde nur eine Feststellung des europäischen Gleichgewichts. Demnach scheint es, als wenn der Dreibund weit eher eine Kriegsprovokation als ein Bündniß zum Frieden ist. Wenn wirklich die Regierungen den Frieden aufrecht erhalten wollen, warum treten sie nicht in einander in Verbindung und spüren den Ursachen des gegenwärtigen Uebels nach, um dann das richtige Heilmittel anzuwenden? Es geht so nicht weiter, sagte gestern auch Richter; der Reichskanzler sagte: es geht weiter. Daß es zwischen Rußland und Frankreich zu einem Bündniß kommen würde, hat auch Bismarck gewünscht und diese Gefahr zu beseitigen gesucht. Er war nach Gortschakow russischer als die russische Regierung. Erst als auch er erkannte, daß eine Verständigung zwischen Rußland und Deutschland nicht möglich sei, wurde der Dreibund begründet. An eine Aenderung des status quo vor 1870 denkt kein Mensch. Dieser sollen 40 Millionen auf der Strecke bleiben, als daß ein einziger Stein aus den Festungen abgegeben wird. So bleibt nichts übrig, als den Zustand mit allen den Kräften zu unterstützen, deren überhaupt das Volk noch fähig ist, bis wir endlich zum Zusammenbruch, zur Katastrophe kommen. Der Reichskanzler hat sich noch in anderer Beziehung zu erproben. Er hat spöttisch darauf hingewiesen, daß die Militärchristen am Ende ihrer Ausführungen immer sagten: si vis pacem, para bellum. Mit diesem Spruch sind seit 20 Jahren alle neuen Rüstungen begründet worden, und im Grunde hatte gestern auch der Reichskanzler gar keinen anderen zur Verfügung. Die Reichsschuld beträgt bereits 161 Millionen. Wo das hinaus soll, darüber brauchen wir, die wir stets gegen diese Forderungen protestirt haben, uns nicht Ihre Köpfe zu zerbrechen. Wir geben an diesem kolossalen Kriegsapparat zu Grunde, bevor er noch vollständig in Aktion getreten ist. Wie sollen wir künftig den Krieg nach zwei Fronten führen und die ungeheuren Massen mit unseren Verkehrsmitteln forschaffen? Wie werden wir mit unserem Kredit stehen? Die vierzig Millionen im Zukunftsumlauf reichen doch nur für ein paar Tage. Ob unsere Bourgeoisie, die Börse, auch bei noch so hohen Prozenten dann die Kriegsanleihen aufnehmen wird, scheint mir nach den Erfahrungen von 1870 sehr fraglich. Italien und Oesterreich haben bereits ihren Kredit auf die Spitze getrieben und könnten bei der nächsten Kriegserklärung den Bankrott anfragen. Die Verproblantierung war schon in Frankreich schwierig, wird aber im nächsten Kriege kaum möglich sein, da uns ohne Zweifel die Zufuhr fremderes erschwert und die von russischem Roggen abgekauften in i. w. Die Lebensmittel werden so theuer werden, daß das Volk den Preis wird nicht erdulden können. Bei der kolossalen Verwollkommnung der Schutzwaaffen werden die Bewunderten in unseren Lazarethen nicht untergebracht werden können und die Kräfte werden nicht ausreichen, wie Professor Biltroth anerkannt hat. Die kleinen Bauern, Handwerker u. s. w. können, wenn sie mobil gemacht werden, alle ihren Bankrott anfragen. Alle zurückbleibenden Arbeiter in den Exportindustrien werden natürlich brotlos, wenn der gesammte Export stockt. Alle diese Schlässe ziehen Sie auch, aber Sie scheu n sich, diese Fragen öffentlich zu beantworten, weil Sie die Wirkung einer offenen Darlegung fürchten. Sie vertuschen die Dinge und sagen nicht, was Sie denken. Wir sagen ja auch nicht alles, was wir denken (Heiterkeit), aber hier, wo die Lebensinteressen des Volkes in nächste Mittheilung gezogen werden, müssen wir sprechen. Durch die Zeitung n geben Aeußerungen, daß man eine starke Armee vielleicht gegen den inneren Feind gebrauchen könne. Von hoher autoritärer Stelle ist bei der letzten Truppenvermehrung hier in Berlin den Truppen gesagt worden: „Für werdet hoffentlich nur im Frieden Gelegenheiten haben, Eure Tapferkeit

und Ruhm zu bezeugen, vielleicht aber stehen auch ernste innere Kämpfe bevor.“ Bei der Forderung der Unteroffiziersprämien äußerte sich der Reichskanzler ähnlich. Zufällig geben gerade jetzt die „D. W.“ eine gleiche Ansicht des Fürsten Bismarck wieder, der das Sozialistengesetz nicht entbehren wollte, weil die sozialdemokratische Frage keine juristische, sondern eine Kriegsfrage sei und die Zeit kommen könne, wo man der Sozialdemokratie mit bewaffneter Macht entgegenzutreten müsse. Die Sozialdemokratie sei schon unablässig bemüht, die Unteroffiziere für sich zu gewinnen, damit unter der Leitung sozialdemokratischer Unteroffiziere die Soldaten in einem Bürgerkriege zu hoch schleichen. Wo haben wir versucht, in die Armee zu dringen? Das thun wir schon aus Klugheit nicht. Wir rathen vielmehr allen Parteigenossen, die eingezogen werden: So lange Du in Königs Rod steckst, halte den Mund und vertrate nicht, daß Du Sozialdemokrat bist (Heiterkeit). Die Dinge entwickeln sich zu unseren Gunsten ganz von selbst, und wenn Sie die Millionen anbieten müssen bis zum Landsturm zweiten Aufgebots, sind selbstverständlich Hunderttausende von Sozialdemokraten darunter. Unsere Partei ist die stärkste in Deutschland und so wächst auch die Zahl ihrer Anhänger in der Armee. Da sollten die herrschenden Klassen nicht mit solchen Reden um sich werfen. Besonders die Zölle und indirekten Steuern müssen diese Ausgaben decken. Neben den Unruhen und dem Mißbehagen über die militärischen Zustände tragen auch unsere allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eine immer größere Mißstimmung und Beunruhigung in weitere Kreise. Das Schutzollsystem sollte in erster Linie den Zweck haben, chronische geschäftliche Depressionen zu verhindern. Es ist schon damals von uns und von anderer Seite dem entgegen gehalten worden, daß weder Schutzoll noch Freihandel in dieser Beziehung wirksam gemacht werden können, daß solche Depressionen in der heutigen Produktionsweise unvermeidlich sind, daß sie z. B. gleichzeitig in dem freihändlerischen England und in dem schutzollnerischen Deutschland sich fühlbar gemacht haben. Jetzt haben wir 12 Jahre lang dieses System; die Zölle haben eine Höhe erreicht, die zu weiterer Steigerung Niemand ermutigt; das System ist nicht im Stande gewesen, geschäftliche Depressionen hintanzuhalten. Die Depression ist da, sie war seit Jahren im Anzuge, sie hat eine furchtbare Höhe erreicht und wird weiter wachsen, weil für den Augenblick und auf unabsehbare Zeit absolet keine Möglichkeit ist, für die ungeheuren Waarenmassen, die in Folge der riesig gesteigerten, durch das Schutzollsystem unheilvoll weiter gesteigerten Produktion vorhanden sind, den nöthigen Absatz zu finden. Weder im Auslande noch auf dem Inlandsmarkt sind noch Absatzgebiete für diese ungeheuren Borräthe zu ermitteln. Die Zahl der Bevölkerung hat mit dieser Produktionssteigerung nicht entfernt Schritt gehalten; die Kaufkraft der Bevölkerung nimmt stetig ab. Notwendig muß also die Krise sich verschärfen, je länger sie wirkt, und so muß denn auch das Unbehagen, die Noth, das Elend und die Gedrücktheit des Volkes stetig wachsen. Die Bankrottsziffer der ersten zehn Monate des Jahres zeigt so hohe Ziffern, wie nie vorher. Voriges Jahr ergab derselbe Zeitraum 4800, dieses Jahr 5800 Bankrotte, volle 1000 mehr; in demselben Zeitraum beträgt die entsprechende Zahl im hochschutzollnerischen Amerika 8806. Die Lage unserer industriellen Bevölkerung, sowie eines großen Theils der Unternehmer, als besonders der Arbeiter, der Kleinbauern und Kleinrentner, ist eine äußerst gedrückte, ohne jede Aussicht auf Besserung. Das Angebot von Händen ist übergroß, der Verdienst geringer als je, und das in einer Zeit, wo gleichzeitig ungemein hohe Lebensmittelpreise herrschen! Die ökonomische Depression macht sich aber in viel weiter greifendem Umfange geltend und bringt auch in der bürgerlichen Gesellschaft außerhalb der Arbeiterklasse die größte Beunruhigung hervor. Ich weise hin auf die Standalbankerotte der letzten Zeit, namentlich in Berlin, hinter den eisernen Gardinen in Roabit sitzen augenblicklich acht Bankiers. Ich erinnere an die Standalprozesse, an die darin enthaltene Korruption der Beamten bis in die höchsten Kreise hinauf. Alles das beweist, daß die gegenwärtige Gesellschaft sich in der Abwirthschaftung befindet (Unruhe rechts), daß ein Zustand der Fäulniß eintritt, der sehr an die Zeit vor dem Verfall des römischen Reichs und auch an die Verhältnisse vor Ausbruch der französischen Revolution erinnert, wie ganz richtig das „Deutsche Wochenblatt“ hervorgehoben hat. Diese Erscheinungen zeigen weiter, daß es um die Moralität innerhalb der herrschenden Klassen äußerst traurig steht, daß sich in der höheren Gesellschaft sehr eigenthümliche Begriffe in Bezug auf Wein und Dem Weltung verschafft haben. Sie selbst sagen ja schon anlässlich an, zu fragen, wie dem Uebel gesteuert werden soll. Gewiß ist der frühere Ausdruck des Kanzlers richtig, daß die Regierung auf die ökonomische Gestaltung der Dinge keinen maßgebenden Einfluß ausüben in der Lage sei, denn die bürgerliche Gesellschaft hat ja die Regierung nicht deswegen eingesetzt, daß sie sich in die geschäftlichen und privaten Angelegenheiten des Einzelnen mischen soll. Im Großen und Ganzen ist zugegeben, daß die Regierung Machtmittel auf diesem Gebiete nicht hat, aber bis zu einem gewissen Grade kann sie mit ihren Mitteln doch mildernd eintreten, z. B. in der Frage der allgemeinen Lebenshaltung, der Ernährung des Arbeiters, der Lebensmittelpreise. Es wäre Pflicht der Regierung gewesen, hier ihre Passivität aufzugeben und dafür zu sorgen, daß dem arbeitslosen, hungernden Volke wenigstens einigermaßen billiges Brod geschafft wurde. Dazu war die Regierung verpflichtet, und es ist mir geradezu unbegreiflich, wie in einer Periode wirtschaftlicher Depression, wo die Verdienstlosigkeit großer Schichten des Volkes eine Thatsache ist, die Regierung hartnäckig darauf bestehen kann, nicht das geringste zu thun, um diese unerhörte Preissteigerung irgendwie zu mildern. Unsere Gesellschaft macht den Eindruck eines Hauses, das am Sumpf gebaut ist. Sie wird in demselben versinken. Aber das Gute ist, daß diese versunkene Gesellschaft den Boden abgiebt für einen Neubau, eine andere, neue Gesellschaft. Fahren Sie nur so fort! Wer erntet, — das ist doch nur die Sozialdemokratie. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

130. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. v. Guens (Centr.) will Alles bewilligen, keine Zölle aufgeben und gegen die Sozialdemokratie mit „Ideellen“ Waffen kämpfen. Der Wabelstrumpf auf der Höhe der Situation.

Reichskanzler v. Caprivi erzählt, was Bosen alles der preussischen Herrschaft verdankt, vergißt aber dabei die ständischen Vandalen, die Verschleuderung des Eigenthums der Bosen an preussische Schwindler und Abenteuerer, an die Dragonaden u. s. w. Wir werden nächstens einmal ein Bild dieser preussischen Kulturleistungen entrollen.

Abg. Richter (fr.) quengelt wegen der nicht gegengezeichneten Erlasse. Bringt dann die bekannte Polemik gegen die Kornzölle u. s. f., ohne wesentlich Neues. Interessant ist der Ausdruck, man könne wohl als Pole Erzbischof werden, aber ein Freisinniger könne nicht Minister, nicht Oberpräsident, ja nicht einmal Reichsgerichtsrath werden! Das ist tief bitter! Beilegt dann das Rog der hohen Politik, von dem aus er als moderner St. Georg den Drachen der Sozialdemokratie bekämpft. Meint, die Amoralität ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Handelt ein wenig an den Militärforderungen herum, und erklärt zum Schluß empfindlich: „Der Kornzoll muß fallen, obwohl dies kein Friede zwischen uns und dem Kanler“, was dem Kanler gewiß sehr schmerzhaft ist.